Leben und Abenteuer

der Fürstin

Katharina Charlotte von Monaco,

Herzogin von Valentinois.

Veröffentlicht

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vierter Band.

Leipzig, 1854.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Leben und Abenteuer

der Fürstin

Katharina Charlotte von Monaco,

Herzogin von Valentinois.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

So mußte denn also geschieden sein! Wir waren in Verzweiflung, Peguilhin und ich. Schon eine ganze Woche vor unserer Abreise von Paris stattete ich meine Abschiedsbesuche bei Hofe ab, um uns die letzten Tage desto ungestörter angehören zu können.

Madame zerfloß in Thränen, als ich mich bei ihr empfahl; sie wußte wohl, wie sehr sie meiner bedurfte. Die Intrigue mit meinem Bruder war im besten Gange; aber bei der Menge von Feinden und Aufpassern, welche sie fortwährend umgaben; wer sollte da meine Stelle ersetzen? Sie schwebten beide in steter Gefahr. Die Lavalliere, und ihre ganze Escadron von Damen und Ehrenfräulein, belästigten Madame Henriette ungemein; sie fürchtete die Erstere mehr als sie es selbst mir eingestehen wollte, und es gelang ihr schlecht, ihre Eifersucht auf die täglich wachsende neue Liebschaft des Königs zu verhehlen. Sie so-

wohl, wie mein Bruder, hatten volle Ursache über meine Abreise zu weinen, denn nach meiner Entfernung begingen Beide Nichts wie Unvorsichtigkeiten und dumme Streiche; trotz allen Geistes hat es der Graf von Guiche niemals gelernt, sich klug zu benehmen und seine Gefühle nach den Lebensverhältnissen zu regeln, sondern ließ ihnen stets, wie ein verzogenes Kind, das er war, ohne alle Vorsicht und Zurückhaltung die Zügel schießen. Was Madame betrifft, so haben ihr Stolz, ihr Hang zur Coquetterie und ihre Herrschsucht sie jederzeit über sich selbst und über Andere verblendet.

Als ich mich dem Könige empfahl, blickten mich Se. Majestät sehr aufmerksam an, — ich kann wohl sagen, daß ich damals in der vollsten Blüthe meiner Schönheit stand, — und geruhten höchst huldvoll zu sagen:

„Kehren Sie recht bald zu uns zurück, Madame, um uns dann nicht wieder zu verlassen."

Wie gern hätte ich dem Könige geantwortet:

„Ach! Sire, ich verlange ja Nichts sehnlicher, als an Ihrem Hofe bleiben zu dürfen!"

Aber ich wagte es nicht, denn mein Vater würde meinen Wunsch nicht unterstützt haben, und allein fühlte ich mich doch nicht stark genug, um es mit der ganzen Familie der Grimaldis aufzunehmen.

Ich verließ das Schloß mit Thränen in den Augen. Die Königin-Mutter, die mich von meiner Kindheit her noch in wohlwollendem Andenken hatte, gewährte mir zum Abschied eine Privat-Audienz, was als eine außerordentliche Gunstbezeugung gelten konnte, denn sie hatte bereits

viele Qualen von einem Krebsübel auszustehen, dem sie auch bald darauf noch erlag. Nichts destoweniger beharrte sie darauf, an der Reise nach Nantes theilzunehmen. Ihro Majestät empfahl mich Herrn von Valentinois als eine der schönsten Blumen am Königlichen Hofe von Frankreich, was ihn sehr stolz, und mich sehr wenig unterwürfig gegen ihn machte.

Ich zählte die Stunden und Minuten, und sah sie mit einem an Wahnsinn grenzenden Schmerz vorüberziehen. Ist irgend ein Mann auf der Welt so viele Leiden wohl werth? —

Der Gedanke, während einer ganzen langwierigen Reise die Tage in alleiniger Gesellschaft des Herrn von Valentinois zubringen zu müssen, erfüllte mich mit Schauder. Welche Unterhaltung konnte mir ein so geistbeschränkter Mann gewähren? Da kam ich auf einen glücklichen Einfall, den ich schleunigst ins Werk setzte: unter dem Vorwande meiner Schwangerschaft verlangte ich in einer Tragsänfte zu reisen, um mich nach Bequemlichkeit ausstrecken zu können. Auf diese Weise war ich der fürchterlichen Nothwendigkeit enthoben, während mehrer Hunderte von Meilen diese unausstehliche Hundephysiognomie mir gegenüber dulden zu müssen. Nur meine Blondeau, die Unentbehrliche, sollte bei mir bleiben.

Mein Herr Gemahl wußte sich darüber zu trösten, indem er einen gehörigen Vorrath guter Weine und eine Art von Kaplan mit in seinen Wagen nahm; es war dies ein Mann, der sich vor dem Geiste des Herrn von Valentinois ehrfruchtsvoll beugte, und seine albernen Reden

mit andächtigem Staunen anhörte, das heißt, Einer war so einfältig wie der Andere.

Alles war zur Abreise bereit. Nichts destoweniger wußte ich sie unter dem Vorwande des Unwohlseins noch um vier oder fünf Tage zu verzögern. Ich vermochte es nicht, mich von diesem Manne loszureißen, den ich zu meinem eigenen Unglücke so unaussprechlich geliebt habe und noch liebe. Endlich aber war der schreckliche Augenblick gekommen. Unser Abschied war herzbrechend; ich schuf mir hundert Gespenster, ich meinte ihn nie im Leben wiederzusehen, ich peinigte mich selbst mit den traurigsten Vorahnungen und meine ganze Zukunft erschien mir jenseits dieser fürchterlichen Trennungsstunde nur wie eine wüste, grausige Einöde.

Erschöpft von Thränen schlief ich ein. Mit Tagesanbruch ward ich wegen der frühen Abreise geweckt; der Himmel erschien mir wie von einem Trauerschleier verhüllt, für mich war keine Sonne mehr vorhanden, mein Geliebter hatte sie in seiner Tasche.

Blondeau überbrachte mir ein Briefchen, dessen Aufschrift ich sofort als von seiner Hand erkannte; ich erbrach es, trotzdem meine Augen so mit Thränen gefüllt waren, daß ich längere Zeit nicht im Stande war zu lesen; ich war aber überzeugt, daß ich darin Trost und Beruhigung finden würde. Ein einziges Wort, ein Blick, ja nur ein Gedanke Dessen, den man liebt, vermag uns besser wie irgend Etwas von jedem Weh zu heilen.

Ich setze seinen Brief hierher; ich habe mir alle seine

Briefe aufbewahrt, ich weiß sie alle auswendig; seit meiner Erkrankung sind sie ja meine einzige Lectüre!

„Quälen Sie sich nicht, betrüben Sie sich nicht, meine schöne Herzogin, ich verlasse Sie noch nicht, ich bin es nicht im Stande, mich so ohne weiteres von Ihnen zu trennen. Erstaunen Sie über Nichts, bereiten Sie sich darauf vor, mich in einem Augenblick und in einer Verkleidung wiederzusehen, unter der Sie allein mich erkennen werden; kein Wort, kein Zeichen der Ueberraschung, und trotz aller Eifersucht und aller Hindernisse werden wir uns wiedersehen. Sie kennen mich, Sie wissen, wessen ich fähig bin, wenn ich es einmal ernstlich will; ich will aber nicht so den Genuß Ihres himmlischen Lächelns verlieren, ich bedarf der Sonne Ihres Blickes, um zu leben.

„Ihr Sklave,

„Peguilhin."

„Blondeau! Blondeau!" rief ich außer mir vor Entzücken, nachdem ich gelesen, „wir werden ihn wiedersehen, er verläßt mich nicht! Blondeau, hörst Du? Achte wohl auf Alles unterwegs, er wird da sein. Wo? Wie? — das weiß ich nicht, aber er wird da sein, er hat es mir gesagt!"

Ich Thörin! ich glaubte damals noch unbedingt an Alles, was er mir sagte!

Mit einer Art von Freude, die mir neue Lebenskräfte verlieh, stieg ich in die Sänfte. Herr von Valentinois und Alle, die mich noch am Abend zuvor fast sterbend gesehen hatten, waren im höchsten Erstaunen. Mein Vater,

der im Augenblick der Abreise gekommen war, um mir noch einmal Lebewohl zu sagen, machte mir ein Compliment in seiner beliebten Weise, das ich hier nicht wörtlich zu wiederholen wage; man wird es sich aber selbst denken können:

„Wahrhaftig, Frau Herzogin, nach dem Glanze Ihrer Augen zu schließen, sollte man fast glauben, daß Sie die Nacht in sehr guter Gesellschaft hingebracht haben."

Herr von Valentinois verabsäumte nicht, mit einer Dummheit zu antworten.

Wir brachen auf; er in Gesellschaft seines Abbé Paldi und eines ziemlich hübschen jungen Sekretairs, der ein natürlicher Sohn des Marschalls von Villeroi war und — wie es sich bei einem natürlichen Sohne von selbst versteht, — mich anbetete. Außerdem hatte er noch einen Zwerg bei sich, den er gekauft hatte, um mir damit später eine Ueberraschung zu bereiten, den man aber vor der Hand sorgfältig hinter den Wagenledern versteckte, damit ich ihn nicht eher als nach meiner Entbindung zu sehen bekäme. Dieser Zwerg war übrigens voll Schelmerei und Bosheit wie ein Affe, hatte sehr viel Geist und war nicht häßlicher von Gesicht, als es eben in seiner Eigenschaft als Zwerg dienlich war. Seine Gestalt anlangend, so war diese so wohlproportionirt und voller Ebenmaß, daß er wie ein schöngebauter Mann erschien, den man durch ein Verkleinerungsglas betrachtete. Er war von Geburt ein Pole, in welchem Lande es sehr viele Geschöpfe dieser Art geben soll; er hieß Ladislaus Kouski, woraus man Laski gemacht hatte, wie er auch bis an sein Lebensende genannt wurde. Er ist erst voriges Jahr an einer Indigestion ge-

storben, die er sich durch sein Leibgericht, Boudin, zugezogen hatte und wovon er in Wahrheit mehr zu genießen pflegte, als das Volumen seines Körpers fassen zu können schien; wie er es anstellte, konnte ich nicht begreifen.

Wir waren kaum außerhalb Paris und ich sah mich aufmerksam nach allen Seiten um, als ich einen Mann, in grauen groben Camelot gekleidet, auf einem derben Paßgänger in gleicher Höhe mit uns einen Seitenweg daher traben sah; er hatte einen großen Waarenballen hinter sich auf dem Pferde und glich ganz einem Hausirer. Der tief in die Stirn gedrückte Hut und eine große Brille gaben ihm das Ansehen eines noch ziemlich rüstigen Greises, dessen Haar grau zu werden begann. Er war von einem großen Hunde jener Pyrenäenrace begleitet, die ich nur zu genau kannte.

Etwa fünf Minuten ritt er im Bereich meiner Tragsänfte, worauf er sich hinter die Equipagen zurückzog und unter unsere Dienstleute mischte. Da wir mit eigenen Pferden reisten, so konnten wir nur kleine Tagemärsche zurücklegen.

Ich weiß nicht, welch' toller Gedanke mir bei seinem Anblicke durch den Kopf fuhr.

„Blondeau," flüsterte ich, „das ist Niemand anders, als der Graf.

„Dieser da, Madame, der Herr Graf?" erwiderte sie lachend.

„Ja, ja, Blondeau, er ist es, ich bin dessen gewiß, ich habe ihn wiedererkannt; er ist es, sage ich Dir, er ist es; Du wirst schon sehen!"

Ich sah ihn bis zur Mittagszeit nicht mehr, als ich aber Blondeau frug, ob sie ihn nirgend mehr gewahre, antwortete sie mir, der Hausirer sei beim Nachtrabe, in eifriger Unterhaltung mit den Piqueurs und den Reitknechten, welche die Handpferde führten.

„Sie haben sich zuverlässig geirrt, Madame,“ sagte sie; „wie ist es denn nur wahrscheinlich, daß der Herr Graf sich so vertraulich mit den Stallleuten Monseigneurs unterhalten würde?“

„Du kennst ihn noch nicht, meine arme Blondeau; er würde sich mit dem Teufel unterhalten, um sich mir nähern zu können.“

Die Mittagsmahlzeit ward in einem einsam gelegenen Gasthause eingenommen, wohin mein Koch vorausgeschickt worden war. Ich ließ mich in das beste Zimmer führen und sah mich überall nach meinem geheimnißvollen Handelsmanne um, fest überzeugt, daß ich ihn im nächsten Augenblicke mit seinem Waarenballen würde hervortreten sehen. Wie ich es mir gedacht, so geschah es. Der junge Sekretair des Herrn von Valentinois, der jede Gelegenheit eifrig ergriff, sich mir zu nähern, trat ein, um mir ihn zu melden, ohne Ahnung, welchem Abenteuer er Vorschub leistete.

„Ein Hausirer, sagen Sie, Herr von Pomarest?“

Der Marschall von Villeroi hatte ihm erlaubt, diesen Namen nach einem seiner Güter zu führen.

„Ja wohl, Frau Herzogin,“ erwiderte er; „er führt schöne morgenländische Waaren bei sich, wie er behauptet.“

„Ach mein Himmel! wird er uns da nicht die Pest über den Hals bringen!"

Ich äußerte meine Besorgniß in so natürlichem Tone, daß selbst Blondeau dadurch getäuscht ward.

„Keineswegs, Madame," erwiderte Herr von Pomarest, „er hat, wie er sagt, schon an viele Personen des Hofes von seinen Waaren abgesetzt, sogar an den Herrn Grafen von Guiche. Er behauptet, schon mehrmals um Zutritt bei der Frau Herzogin gebeten zu haben, sei aber niemals vorgelassen worden."

„Nun, meinetwegen, so mag er kommen," warf ich gleichgültig hin.

Ach! wie mir das Herz schlug! Herr von Valentinois war zugegen.

Der Hausirer trat unter vielen Bücklingen mit seinem Waarenballen ein, den Hut in der Hand, aber die große Brille auf der Nase; das graue Haar hing ihm wirr um den Kopf und ein weißer Bart bedeckte die ganze untere Hälfte des Gesichtes. Das war nicht Peguilhin, ein so abscheulicher Jude konnte er gar nicht sein.

Ich war starr und Blondeau lächelte mir triumphirend zu.

Indeß kam der Jude unter wiederholten Verbeugungen immer näher, ohne ein Wort zu sprechen, und als er endlich dicht neben mir stand, erspähte ich ein Fleckchen zwischen der Brille und dem Barte auf der Wange, an dem ich mich nicht mehr irren konnte: er war es — es konnte kein Anderer sein als er! Ich konnte eine kleine Bewegung freudiger Ueberraschung nicht unterdrücken, aber ein

Blick seiner Augen, den er mir rasch durch die schmuzigen Brillengläser zuwarf, ermahnte mich noch zu rechter Zeit zur Vorsicht.

„Madame — Monseigneur —“ hob er endlich mit krächzender Stimme und mit jüdischem Accent an, „Madame, Monseigneur, kaufen Sie mir schönen Brocat, schönen Damast, köstliche Waaren ab; ich bin ein armer Jude, der sich mit einem kleinen Profit begnügt.“

Ich zitterte so, daß ich mich nicht zu antworten getraute, aus Furcht mich zu verrathen und machte nur eine stumme Geberde der Einwilligung. Herr von Valentinois befand sich eben in einer Galanterielaune, was ihm keineswegs oft begegnete.

„Hast Du recht schöne Sachen, altes Israel? — oder hoffst Du uns das Geld aus der Tasche zu locken? — Vorwärts, kehre Deinen Sack um, die Frau Herzogin wird nach ihrem Geschmacke aussuchen.“

Der vermeintliche Jude schnürte ganz ruhig seinen Ballen auf und legte uns verschiedene Stoffe und Bijouterien vor, die wirklich ausgezeichnet schön waren, alles wirkliche morgenländische Gegenstände. Peguilhin hatte die ganzen Waaren und die Kleidung von einem Juden gemiethet, und diesen durch die Aussicht auf glänzende Geldgeschäfte für sich gewonnen. Ich wußte natürlich nicht, wie das Alles zusammenhing und konnte mich lange vor Erstaunen nicht fassen. Ich kaufte ihm fast seinen ganzen Waarenvorrath ab. Herr von Valentinois schnitt ein seltsames Gesicht dazu, was ich aber nicht beachtete, sondern immer neue Bracelets, Colliers, Kleider und Stoffe auswählte. Blon=

deau konnte die Menge von Gegenständen kaum fortschleppen.

Peguilhin spielte seine Rolle ausgezeichnet gut; Niemand hatte nur die leiseste Ahnung, nicht einmal der verliebte Sekretair, dem ich übrigens einen hübschen Ring schenkte. Der Jude schacherte um den Preis wie ein ächter Wucherer, ließ keinen Deut nach und hielt guten Stand gegen Herrn von Valentinois, der selbst noch geiziger war, als alle Juden der Welt zusammen. Endlich zog er sich unter vielen Kratzfüßen und Bücklingen zurück.

Als ich mich am Abend in einem anderen Gasthofe nach dem Souper in mein Zimmer begeben wollte, flüsterte mir Blondeau ins Ohr, daß er da sei und mich erwarte. Diesmal war es, dem Himmel sei Dank! nicht der häßliche Jude, sondern der schöne, elegante, liebenswürdige und — vor allen Dingen verliebte Hofmann, den Blondeau, während Alle mit dem Abendessen beschäftigt waren, unbemerkt in mein Zimmer praktizirt hatte.

Welche Freude des Wiedersehens! Es war mir als ob wir uns ein ganzes Jahr nicht gesehen hätten, und als ob ich ihn noch tausend Mal mehr liebte. — Wie sehr wußte ich ihm für seine Verkleidung, für die Mühe und Gefahr, der er sich um meinetwillen ausgesetzt hatte, Dank.

Am andern Tage folgte uns der jüdische Hausirer wiederum nach. Unter dem Vorwande der kostbaren Gegenstände, die er bei sich führe, hatte er demüthig um Erlaubniß gebeten, noch drei Tage mit unseren Leuten reisen zu dürfen. Herr von Valentinois wollte anfänglich nicht darein willigen, aus Furcht, ich möchte mich dadurch

noch zu anderweiten Einkäufen versucht fühlen und seine Reisecasse sprengen; allein ich beachtete dies gar nicht und gab ohne weiteres Befehl, daß man die Bitte des Juden gewähre. Meinen Herrn Gemahl beschwichtigte ich mit der Versicherung, daß ich Nichts weiter von seiner Waare kaufen werde, da mir das Uebrige nicht gefalle.

Die Reise war entzückend. Diese stete Furcht, die Gefahr, die Schwierigkeiten, verliehen unseren Zusammenkünften immer neuen Reiz. Jeden Abend flehete ich Peguilhin an, nun nicht weiter mitzugehen, und zitterte, daß er mir gehorchen möchte. Jeden Morgen suchten meine Blicke den armen Juden auf der Landstraße; ich fürchtete stets ihn nicht wiederzusehen, und fühlte mich nicht eher beruhigt, bis ich ihn ganz bescheiden mitten unter der Dienerschaft entdeckt hatte. Herr von Valentinois schöpfte nicht den leisesten Verdacht.

Dies hatte bereits eine volle Woche gewährt, als wir uns endlich doch trennen mußten. Peguilhin durfte es nicht wagen länger vom Hofe entfernt zu bleiben, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die täglich wachsende Gunst des Königs zu verscherzen.

Als ich am Morgen hinabkam, um wieder in meine Sänfte zu steigen, fühlte ich mein Herz wie ausgestorben, ich konnte mich kaum noch bis zur Sänfte schleppen. Im Augenblick, als ich Platz genommen hatte, machte Blondeau, die meinen Arm unterstützt hatte, eine Bewegung der Ueberraschung.

„Was ist?“ frug ich.

Sie antwortete nur durch einen verstohlenen Wink;

nachdem sich jedoch die Laquaien entfernt hatten, zeigte sie mir ein Billetchen.

„Von ihm?" flüsterte ich beklommen.

„Ja."

„Wer hat es Dir gegeben?"

„Ich weiß es selbst nicht; im Augenblick des Einsteigens fühlte ich nur, daß mir etwas zugesteckt ward, ohne jedoch ergründen zu können, wer von den Anwesenden es gewesen sei."

„Gieb her."

Ich erbrach rasch das Billetchen und las:

„Ich bin noch nicht fort, angebetete Cousine, ich vermag mich noch nicht von Ihnen zu trennen; Sie werden mich heute Abend noch einmal wiedersehen, und noch so oft, als es mir irgend möglich sein wird."

„Ach!" rief ich, „er ist noch da! — Aber wo?"

Wir sahen uns nach allen Seiten um und strengten unsere Augen möglichst an, aber weit und breit umher war Nichts mehr von unserem jüdischen Hausirer zu entdecken. Wahrscheinlich ist er, so meinten wir, früher als wir aufgebrochen, vorausgeeilt, und erwartet uns im nächsten Nachtquartiere.

Wir hatten bereits eine Strecke Wegs zurückgelegt, als meine Blicke zufällig auf einen der Postillone fielen, welche die Saumthiere meiner Sänfte ritten; da erst gewahrte ich, daß er sich durch eine anständigere Haltung, durch eine gewisse Eleganz vor seinen Kameraden auszeichnete; ich betrachtete ihn nun genauer, machte Blondeau auf ihn aufmerksam, und obgleich er sich nicht ein einziges

Mal nach mir umsah, hatten wir doch Beide sehr bald keinen Zweifel mehr, wer dieser Postillon sein könne.

Um so größer war meine Freude, als ich mich am Abend überzeugte, daß ich mich nicht geirrt hatte, und dies neue Opfer, das mir mein Geliebter gebracht hatte, erhöhete nur noch den Reiz unseres Wiedersehens. Ich fühlte mich unendlich glücklich!

Das Alles ist sehr sonderbar, besonders in Hinsicht auf das, was von seiner wie meiner Seite bald darauf folgen sollte.

Zweites Kapitel.

Endlich langten wir in Lyon an; ich sah ein, daß Peguilhin sich nun nicht weiter wagen dürfe, wenn er sich nicht seine ganze Laufbahn verscherzen wollte, und drang selbst auf seine Umkehr nach Paris, so groß auch meine Verzweiflung war, denn dieser geheimnißvolle Reiseroman hatte ungleich höheren Reiz für mich, als unser ganzes bisheriges Zusammenleben.

Wir brachten vier Tage unter Festen und Lustbarkeiten aller Art in dieser großen Stadt zu. Man erwies uns alle möglichen Ehren, denn der König und der Marschall von Villeroi, als Gouverneur der Provinz, hatten es so befohlen. Herr von Valentinois ward hier zum ersten Male als der Erbe eines souverainen Hauses angesehen und behandelt, trotz der traurigen Figur, die er selbst dabei spielte.

Er erhielt auch hier einen Brief meines Vaters; der

Marschall bat uns, im Namen des Herrn Intendanten Fouquet, über Pignerol zu reisen, um einen, von Madame Düplessis-Bellière ihm dringend empfohlenen Gefangenen aufzusuchen, der in Savoyen verhaftet worden war. Der Umweg war kein bedeutender und es handelte sich darum, einer zu der Zeit noch mächtigen Familie einen wichtigen Dienst zu leisten. Ich konnte mich demnach nicht füglich widersetzen.

Dieser Gefangene war ein junger Mann aus sehr gutem Hause, der es sich hatte einfallen lassen, dem Herzog von Savoyen die Liebe eines sehr schönen jungen Mädchens streitig zu machen, und da das Mädchen mehr Gefallen an dem jungen Mann als an Sr. fürstl. Hoheit zu finden schien, so fand der Herzog für gut, den lästigen Nebenbuhler auf die Seite schaffen zu lassen. Dieser erfuhr es noch in Zeiten und flüchtete sich nach Frankreich; dadurch ward er aber um nicht viel gebessert. Der Herzog spürte ihn aus, wendete sich an den König, der als Vetter und guter Nachbar nicht ermangelte, den Adonis festnehmen und nach Pignerol in guten Gewahrsam schaffen zu lassen.

Madame Düplessis-Bellière war sehr intim mit der Mutter des jungen Mannes befreundet, und an diese wendete sie sich, um durch deren Fürsprache dessen Befreiung zu erlangen. Die Sache war im besten Zuge. Es braucht in unserer Zeit wohl nicht erst gesagt zu werden, daß Madame Düplessis-Bellière die sehr gefällige Freundin des Herrn Fouquet war, und daß sie diese Gefälligkeit keineswegs auf ihre eigene Person beschränkte, sondern auch auf die Anderen ausdehnte, je nachdem der Herr Inten-

dant die Laune hatte, und daß, nach einem bekannten Spridwort, eine Freundschaft der anderen werth ist.

Mein Vater hatte zwar zu Vaux von der, dem Herrn Fouquet drohenden Gefahr Witterung bekommen; er war ein zu guter Hofmann, als daß seine Nase sich in dieser Hinsicht hätte täuschen können. Als aber die Reise des Hofes nach Nantes beschlossen war, hielt der Marschall diese Gefahr, wenn auch nicht für ganz beseitigt, doch wenigstens um so weit hinausgerückt, daß es immerhin noch der Mühe lohnte, dem Herrn Intendanten eine kleine Gefälligkeit zu erweisen, die ihn weiter nicht compromittirte. Der König spielte noch immer den Huldvollen gegen seinen Wirth, und sprach fortwährend mit ihm über den Luxus und die Pracht seiner Feste, und mit einer sowohl versteckten Grimasse, daß alle Welt davon getäuscht ward, mit Ausnahme der Königin-Mutter. So sehr auch mein Vater bei ihr in Gunst stand und so vertraut sie sonst mit einander waren, ließ sie selbst ihm Nichts von dem merken, was im Geheim gesponnen ward. Für alle Fälle ermangelte er nicht, bevor er uns schrieb, von seinem Vorhaben und seiner Empfehlung mit der Königin-Mutter zu sprechen und gegen diese die parteiische und ungerechte Strenge des Herzogs von Savoyen ins grellste Licht zu stellen; er wußte, daß Ihro Majestät ihn nicht ausstehen mochte.

„Was sagen Sie, Herr Marschall!" rief sie aus, „ein armer junger Mensch, der verliebt ist! Herr von Savoyen trachtet ihm nach dem Leben, weil er ihm die Geliebte rauben will und noch obendrein eifersüchtig auf den Un-

glücklichen ist? Hat man wohl jemals die Leute wegen einer einfältigen Liebesintrigue an den Galgen gebracht? Schreiben Sie, schreiben Sie Ihrem Schwiegersohne, er soll sich genau nach allen Umständen erkundigen und sie uns wissen lassen; der König wird darüber durchaus nicht ungehalten sein, und zudem wird es auch dem guten Herrn Fouquet Freude machen."

Dieser gute Herr Fouquet erschien dem schlauen Marschall verwünscht gefährlich, das war viel zu zärtlich unter den obwaltenden Umständen; da ihm jedoch die vorangegangenen Worte für alle Fälle den Rücken deckten, so ließ er den Brief an uns abgehen.

Was mich betraf, so war es mir vollkommen gleichgültig, ob wir diesen oder jenen Umweg machten, oder auf dem kürzesten Wege nach Monaco reisten: Peguilhin war ja an den Hof zurückgegangen, ich war ja nun von ihm getrennt — was kümmerte mich alles Uebrige! Für mich gab es Nichts mehr auf der Welt, das meine Theilnahme hätte erregen können, mir war Alles gleichgültig.

Nachdem wir noch drei Tage unter langweiligen Festlichkeiten in Lyon zugebracht hatten, schlugen wir den Weg nach den Gebirgen ein.

Meine Tragsänfte mußte von Mauleseln weiter geschafft werden, sobald wir auf fürchterlichen Fußwegen in die höhern Alpenregionen kamen. Ich begreife nicht, wie man das so schön finden kann; ich finde es furchtbar, erschreckend, erdrückend, beängstigend, meinethalben auch merkwürdig, aber keineswegs schön. Um wie viel schöner und lachender sind unsere Pyrenäen, und unwillkührlich mußte

ich beim Anblick dieser himmelhohen, starren, grauslichen Felswände an mein liebes Bidache denken. Ich erinnerte mich meiner Kinder- und Jugendzeit, an jene seligen Liebeständeleien mit Pegulhin, an Biaritz, an die Gitanos, an den Schutz, den mir deren seltsame Königin verheißen hatte, und mußte innerlich darüber lachen, denn bis dahin hatte ich noch nicht das Mindeste davon verspürt. Ich bewunderte es, wie diese eingebildete Lappenkönigin sich selbst so über ihre Macht täuschen konnte, und fühlte mich versucht, mich über sie lustig zu machen. Der Augenblick dazu war gut gewählt.

Wirkliche Straßen giebt es, so zu sagen, gar nicht in diesen Alpen, es sind holpriche, schmale Fußpfade an schaudererregenden Abgründen, zwischen himmelanstarrenden Felswänden hin, und was die Häuser betrifft, so sind sie kaum menschliche Wohnungen zu nennen, elende Hütten, in denen ich ohne die Polsterkissen meiner Tragsänfte gar nicht hätte übernachten können. Meine Schwangerschaft machte diese Reisemühseligkeiten nur noch ärger für mich; man mußte ein Herr von Valentinois sein, um eine arme Frau in solchem Zustande durch solche Gegenden zu schleppen, und man mußte eben meine Geistes- und Körperkraft besitzen, um es auszuhalten.

Eines Abends, wo die Menschen sowohl, als die Thiere sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochten, fanden wir nirgends eine Hütte oder sonst ein Obdach; seit dem Morgen fiel ein feiner, eiskalter Regen und wir befürchteten schon, die Nacht unter diesem finsteren, traurigen Himmel zubringen zu müssen, an dem

auch nicht ein einziges Sternlein zu erblicken war. Der junge Pomarèst war mit drei Dienern auf Entdeckungen ausgesendet worden.

Nach länger als einer Stunde kamen sie mit der tröstlichen Nachricht zurück, daß sie zwar eine Alpenhütte gefunden hätten, die aber bereits von einer Zigeunerbande in Beschlag genommen sei, was eben nicht sehr erfreulich lautete; da unser Gefolge jedoch in hinreichender Anzahl und wohl bewaffnet war, um solchem Gesindel zu imponiren, so war, dafern wir nur selbst unsere Taschen hüteten, keine sonderliche Gefahr zu befürchten. Herr von Valentinois schnitt ein wahres Schaafsgesicht.

„Uebrigens," warf ich, zur Beseitigung aller Bedenklichkeiten, scherzend ein, „gehören die Zigeuner ja zum Stamme unserer baskischen Gitanos, und ich hoffe, sie werden die Landsmannschaft in uns einigermaßen respektiren. Vorwärts also!"

Mein Muth steckte die Anderen an. Wir folgten Pomarèst und seinen Argonauten auf gefährlichen Pfaden und hatten bald die Freude, ein Licht uns von der Höhe entgegenschimmern zu sehen. Wir waren von dem kalten Gebirgsregen fast erstarrt und sehnten uns mehr nach einem wärmenden Feuer, als nach dem Abendessen.

Herr von Valentinois hatte wirklich die Courage, mit einigen wohlbewaffneten Piqueurs voraus in die Hütte zu treten; Herr von Pomarèst half mir aus der Sänfte, welchen Dienst er sich niemals nehmen ließ; der Abbé Paldi war vor Furcht wie dumm und albern geworden. Was

den Zwerg betraf, so hatte man diesen schon früher mit den Equipagen nach Monaco vorausgeschickt.

Wir traten in den ziemlich großen, schwarz geräucherten, von jeder Art Meubel entblößten Raum; in der Mitte loderte ein tüchtiges Holzfeuer auf dem Lehmfußboden, um welches sich die Zigeuner niedergehockt hatten. Bei meinem Erscheinen erhoben sich Alle plötzlich; ihre Gesichter und besonders ihre zerlumpten Anzüge waren nichts weniger als beruhigend; man konnte sich kein abscheulicheres Räubergesindel vorstellen. Ein häßliches, altes, eingeschrumpftes Weib bewillkommnete mich in einem unverständlichen Kauderwälsch, doch deuteten ihre Geberden auf eine friedliche und wohlwollende Gesinnung; sie zeigte auf das Feuer und lud uns ein, mit ihnen um dasselbe Platz zu nehmen.

„Was meinen Sie," sprach ich halb scherzend, halb verzweifelnd zu Herrn von Valentinois, „wenn man uns in dieser sauberen Zigeunerversammlung sähe, wie würde man am Hofe lachen? Hole der Beelzebub diese Madame Duplessis-Bellière, sammt ihrer einfältigen Commission!"

Indeß bestrebte ich mich so viel wie möglich, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und ließ mich auf die Polster nieder, die man aus meiner Sänfte herbeigeholt und in die Nähe des Feuers gelegt hatte. Ich ließ nun meine Blicke etwas genauer über die edle Gesellschaft schweifen, und jetzt erst gewahrte ich ein noch junges, ziemlich hübsches Mädchen mit schwarzen, blitzenden Augen und brauner Gesichtsfarbe, das ich schon irgendwo gesehen haben mußte. Als die Kleine gewahrte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, erhob sie sich, machte mir eine tiefe Ver-

beugung und näherte sich mir mit einigen nur mir bemerkbaren Zeichen der Vertraulichkeit.

„Ja, ja, ich bin es," sprach sie lächelnd, „Sie irren sich nicht."

Jetzt entsann ich mich deutlicher; es war eine meiner baskischen Gitanas, die ich unter der Bande der alten Königin, meiner Freundin und Beschützerin, gesehen hatte. Ich richtete einige Worte in unserem heimischen Dialekte an sie, bei deren Klange ihre Augen freudig erglänzten und die sie in derselben Sprache erwiderte.

Jetzt war der letzte Rest von Furcht bei mir verschwunden.

Ich frug sie, weshalb sie ihren Stamm verlassen habe, und wie sie hierher in so weite Entfernung von Spanien und Bearn gekommen sei.

„Ach!" sagte sie, „ich bin nur Ihretwegen und nicht allein hier."

„Um meinetwillen?"

„Glauben Sie, daß eine Gitana das Kind ihrer Muttermilch jemals vergesse? Und hat sie Ihnen nicht versprochen, Sie überall zu beschützen? Wir haben Sie schon seit einiger Zeit erwartet, werden Ihnen jetzt nachziehen und unsere Zelte in Ihrem Lande aufschlagen."

„In Monaco?"

„Ja."

Diese Nachricht lautete nicht eben sehr tröstlich für meine neuen Unterthanen, und es war eine ziemlich sonderbare Morgengabe, die ich ihnen da zubrachte. Indeß war jetzt nicht der Augenblick, um Einwendungen dagegen zu

erheben und ich stellte mich ungemein erfreut über diese Ankündigung.

Auch das alte Weib, das uns bei unserem Erscheinen bewillkommnet hatte, erhob sich jetzt wieder, näherte sich mir, und sprach einige Worte in einer mir durchaus unverständlichen Sprache mit dem jungen Mädchen, worauf dieses sich wieder nach mir umwandte und sprach:

„Die Mutter hat mit Ihnen Etwas zu schaffen."

„Was will sie von mir?"

Sie fing nun nochmals an in ihrer fremden Sprache zu schwatzen, worauf das Mädchen plötzlich sehr zu erschrecken schien.

„Die Mutter sieht ein Unglück Ihnen nahen," sprach es nach einigem Besinnen; „sie sagt, Sie gingen jetzt an einen Ort, dessen Namen Ihnen während mancher Jahre Ihres Lebens heiße Thränen erpressen wird; Sie würden daselbst einen sehr unglücklichen Menschen finden, von geheimnißvoller Abkunft, dessen Blut ihn verleugnete, und den Sie nicht wiederzusehen erwarteten."

Das war so gut wie hebräisch für mich und ich mußte lächeln. Als die Alte, die mich fortwährend aufmerksam betrachtete, dies gewahrte, erhob sie den dürren Arm mit drohender und zugleich warnender Geberde, und stieß einen Schwall mir ganz unverständlicher Worte gegen mich aus.

„Was sagt die Mutter?" frug ich die Kleine.

„Sie sagt, Sie möchten ja nicht darüber spotten, sondern an die Wahrheit ihrer Verkündigung glauben."

„Ach, mein Kind!" sprach ich seufzend, „daß ich in Monaco gar manche Thräne vergießen werde, will ich wohl

glauben, ohne daß es mir noch besonders prophezeit zu werden braucht; was aber das Uebrige betrifft, so begreife ich Nichts davon."

„Monaco ist nicht der Ort, den sie meint."

„Welcher dann also?"

„Ich weiß es nicht; sie will ihn nicht nennen."

„So müßte es Pignerol sein. Sollte man etwa gar mit dem kühnen Gedanken umgehen, mich dort als Gefangene zurückhalten zu wollen?"

Ich mußte abermals lächeln.

Die Alte hatte sich wieder in ihren Winkel gehockt, das Gesicht in ihre Lumpen gehüllt, und schien nicht geneigt, sich weiterhin auszusprechen. Einige Minuten darauf ließ sie aber, ohne ihre Stellung zu verändern, die Worte vernehmen:

„Das, was Du am meisten liebst! Das, was Du am meisten liebst!"

Ich erbebte unwillkührlich bei diesem wiederholten Ausruf. Sollte sie etwa irgend eine Gefahr meinen, die Peguilhin drohete? Ich drang in sie, ich forschte, ich drohete, ich bat; aber weder Fragen, noch Bitten, noch Drohungen vermochten, ihr weiter ein Wort zu entlocken.

Herr von Valentinois, der Nichts von dem ganzen Auftritte begriff, machte das seltsamste Gesicht von der Welt; er starrte bald mich, bald das Mädchen, bald die Alte an, wenn wir sprachen; seine Augen wurden immer größer, so daß sie fast aus ihren Höhlen quollen, und als er mich endlich unruhig und ängstlich werden sah, polterte er wie ein kolleriger Hahn heraus:

„Ich will nicht hoffen, daß dieses Lumpengesindel die Ehrfurcht gegen Sie aus den Augen gesetzt hat?“

„Nicht doch, mein Herr; beunruhigen Sie sich nicht im Geringsten.“

Weiter erfuhr er Nichts von mir.

Man bereitete uns eine Abendmahlzeit, so gut, oder so schlecht, als es die Umstände eben verstatteten. Während derselben ward nur leise gesprochen, als ob uns Alle ein geheimes Gefühl von Furcht befallen hätte. Die Zigeuner sprachen gar Nichts, aber sie starrten mit begehrlichen Blicken das Silbergeschirr an, das meine Offizianten vor ihnen ausbreiteten. Wir hatten kein anderes auf unseren Maulthieren, und aus irgend etwas mußten wir doch speisen.

Ich konnte mich einiger Besorgnisse dieserhalb nicht erwehren und äußerte diese gegen meine kleine Freundin; sie antwortete mir aber, ich möge ganz ruhig sein, der gemessene Befehl ihrer Großmutter sei uns ein besserer Schutz, als die Waffen meiner Leute, und es würde uns nicht das kleinste Stück entwendet werden. Ich muß aber gestehen, daß trotzdem bei unserer Ankunft in Monaco, als der Haushofmeister das Silbergeschirr durchzählte, drei Teller von meinem Reiseservice fehlten, das man nicht ermangelte, den Zigeunern in die Schuhe zu schieben; ich möchte aber wohl glauben, daß diese armen Teufel den wirklichen Dieben nur ein sehr willkommener Vorwand waren.

Man hatte mir ein Lager bereitet, auf das ich mich mit Behagen streckte, Blondeau zu meinen Füßen. Herr von Monaco und die Dienerschaft wachte, da sie es nicht für gerathen hielten, der Ehrlichkeit unserer Wirthe allzu-

sehr zu trauen. Doch verhielten sich die Zigeuner ganz artig und bescheiden und die Nacht verstrich ohne die mindeste Störung.

Am anderen Morgen leerte ich meinen Geldbeutel in die Schürze meiner kleinen schwarzbraunen Gitana. Sie vertheilte Alles bis auf den letzten Liard unter ihre Kameraden und behielt gar Nichts für sich. Vergebens wollte ich ihr noch einige Goldstücke aufnöthigen, sie lehnte sie bescheiden ab, und ich hatte alle Mühe, sie nur zur Annahme eines unbedeutenden Ringelchens zu bewegen.

Wir brachen endlich auf, und von da an bis zu unserer Ankunft in Pignerol ereignete sich weiter nichts Bemerkenswerthes mehr.

Als wir in Sicht dieser berühmten Festung gekommen waren, fühlte ich mir das Herz bei ihrem Anblicke wie zusammengeschnürt. Die finsteren Thürme, diese Wälle, diese Menge von Schildwachen machten einen peinlichen Eindruck auf mich; ich erinnerte mich der unheilvollen Prophezeiung der alten Zigeunerin. Was konnte es nur sein, das meiner hinter diesen Mauern harrte?

Am Thore gab es vielerlei Erörterungen und Hinundherreden, bevor man uns und unserem Gefolge den Eintritt verstattete. Endlich ward die Zugbrücke herabgelassen, das Fallgatter aufgezogen, das Thor geöffnet, und wir zogen ein. Ein Offizier erwartete uns mit abgezogenem Hute und begrüßte Herrn von Valentinois ehrerbietig, als ob er schon souverainer Fürst von Monaco sei.

Beim Scheine der Fackeln erkannte ich in ihm den

Herrn von Saint-Mars, den Gouverneur, den Hüter, den Tyrannen des unglücklichen Philipp, der mir jetzt erst wieder ins Gedächtniß kam.

Unmöglich konnte aber die alte Zigeunerin ihn gemeint haben.

Drittes Kapitel.

Bei dem Anblicke dieses finsteren Mannes klopfte mir das Herz, und die Erinnerung an alle Gelegenheiten, bei denen ich mit dem armen Philipp zusammengekommen war, erwachten plötzlich wieder in mir. Er mußte also hier sein, da sein Wächter selbst hier war. Schon hatte ich den Mund geöffnet, um Herrn von Saint-Mars zu fragen, was aus seinem Zögling geworden, aber ich erinnerte mich noch zu rechter Zeit des geheimnißvollen Dunkels, das über Philipps ganzen Lebensverhältnissen schwebte, und ich gelobte mir, alle mögliche List und Geschicklichkeit anzuwenden, um irgend Etwas über sein Schicksal zu entdecken.

Herr von Valentinois erkannte zum Glück im Gouverneur den Mann nicht wieder, den er in Avignon an jenem merkwürdigen Abende gesehen hatte, und der Andere gleichfalls nicht, oder stellte sich doch wenigstens so, denn Erklärungen wären eben so unvermeidlich, als schwer zu geben gewesen, und Herr von Saint-Mars war sehr schlau und vorsichtig.

Wir wurden mit allen möglichen Ehren empfangen; die Garnison stand unterm Gewehr. Vergebens sah ich mich überall nach dem armen Philipp um, Nichts von ihm, oder was ihm nur ähnlich sah, war zu bemerken. Ich meinte, man halte ihn noch immer zur Strafe für sein damaliges Davonlaufen eingesperrt.

Herr von Saint-Mars ging uns durch mehre schwarze, düstere Corridors voran, eine ganz dunkle Treppe hinan. Ich fühlte mich beklommen, ohne sagen zu können warum; es war eine Ahnung der Zukunft.

Endlich wurden wir in ein großes, unheimliches Gemach, mit Corduantapeten ausgeschlagen, geführt, deren Vergoldungen durch die Zeit ganz verblichen waren; eine Art vom Plafond herabhängende rauchende Ampel beleuchtete eben nur die Mitte des Gemaches. Man zündete jedoch noch einige Wachskerzen auf einem plumpen, mehrarmigen Leuchter an. Es war so kalt, daß ich vor Frost zitterte.

„Frau Herzogin," wendete sich der Herr Gouverneur endlich an mich, „dies Zimmer ist Ihrer allerdings nicht würdig, denn leider muß ich Sie so empfangen, wie ich kann, nicht wie ich es gern möchte. Der Dienst des Königs legt mir die größte Zurückgezogenheit und Einschränkung auf; ich lebe ganz allein in dieser Festung, und die Gewohnheiten eines alten Kriegsmannes sind freilich nicht die einer Prinzessin. Ich bitte daher, mich gütigst entschuldigen zu wollen."

„Sie leben also ganz allein hier, mein Herr?" entgegnete ich.

„Das heißt mit meinen Offizieren, Madame, und diese sind nicht sehr zahlreich.“

„Haben Sie jetzt viele Gefangene?“

„So ziemlich; die Zahl weiß ich in diesem Augenblicke nicht genau zu sagen, Frau Herzogin.“

Das hieß mit anderen Worten: Erspare Dir fernere Fragen, Du wirst doch weiter Nichts erfahren.

Herr von Valentinois hatte sich, seiner Gewohnheit nach, bereits in sein Zimmer führen lassen; er blieb derselben überall treu; jeden Abend brachte er eine bestimmte Zeit mit seinem vertrauten Kammerdiener zu. Ich war mit dem Gouverneur allein, und wagte mich daher noch einen Schritt weiter vorwärts.

„Ich bin Ihnen auch noch von früher her zu besonderem Danke verpflichtet, Herr von Saint-Mars, und habe es nicht vergessen. Sie haben meiner Mutter und mir vor zwei Jahren in Languedoc, als wir auf der Reise von einem bösen Unwetter überfallen wurden, einen großen Dienst geleistet.“

Er verbeugte sich ohne ein Wort zu erwidern.

„Ohnstreitig habe ich noch die Ehre von Ihnen gekannt zu sein?“ fuhr ich fort.

„Können Sie daran zweifeln, Frau Herzogin?“

„Sie hatten damals einen etwas seltsamen jungen Mann bei sich, einen Sohn oder Neffen, glaube ich. Ich sehe ihn nicht hier; was ist aus ihm geworden?“

Ich hatte mir alle Mühe gegeben, die Frage so leicht hingeworfen und gleichgültig wie möglich auszusprechen, dennoch glaube ich, daß meine Stimme ein wenig zitterte.

Herr von Saint-Mars nahm eine betrübte Miene an und sprach:

„Leider, Madame, war der arme junge Mann weder mein Sohn noch mein Neffe, sondern mein Mündel, den ich aber wie meinen eigenen Sohn liebte. Gott hat mir ihn wiedergenommen, er ist gestorben."

Ich fühlte, daß ich erbleichte und mußte mir alle Gewalt anthun, um mich nicht zu verrathen, denn das Auge dieses Mannes haftete wie ein durchbohrender Dolch auf meinem Antlitze. Ich mußte die Augen niederschlagen, und als ich sie wieder erhob, betrachtete er mich noch immer mit einem Ausdruck des Triumphes, der mich im Augenblicke aufklärte: er suchte mich zu hintergehen, Philipp lebte, Philipp war in Pignerol, ich fühlte es, ich war dessen überzeugt. Von diesem Momente an stand mein Entschluß unerschütterlich fest, mir unter jeder Bedingung, auf jede Gefahr hin Gewißheit zu verschaffen. Um dahin zu gelangen, mußte ich mit dem Kerkermeister sehr fein Comödie spielen, denn ich hatte es mit einem schlauen Fuchse zu thun, der ohne Zweifel von den Beziehungen zwischen mir und Philipp mehr wußte, als ich es dachte.

„Das ist traurig, mein Herr," sprach ich in mitleidigem Tone, „es ist sehr traurig, in so jungen Jahren schon sterben zu müssen. Woran ist er Ihnen denn gestorben?"

„An einer Brustentzündung, Madame; er hatte sich auf der Jagd, die er ungemein liebte, erst erhitzt und gleich darauf erkältet."

„Wie gesagt, das ist sehr traurig, und ich bedauere den armen jungen Menschen von ganzer Seele!'

Ich seufzte dabei so tief und mitleidsvoll, daß er davon wirklich getäuscht ward; er hielt mich für ganz überzeugt von Philipps Tode. Jetzt handelte es sich vor allen Dingen darum, ihn bestens in diesem Glauben zu erhalten. Ich stellte mich also den übrigen Theil des Abends so betrübt, daß selbst Herr von Valentinois es bemerkte und darnach frug. Ich genoß fast gar Nichts vom Abendessen, das übrigens gar nicht übel servirt ward. Der Gouverneur nöthigte mich nur eben so viel, als es für einen Menschen von guter Erziehung und einem Kerkermeister seines Gewerbes gerade passend war. Ich fühlte, daß ich ihn haßte und verabscheuete!

Was meinen Herrn Gemahl betraf, so hätte er meine Absicht nicht besser unterstützen können, selbst wenn ich ihm seine Rolle vorgeschrieben und einstudirt hätte. Er kündigte dem Gouverneur seinen Vorsatz an, einige Tage in Pignerol zu bleiben, um die Thiere und die Leute auszuruhen, während man die nöthigen Erörterungen über jenen, ihm vom Marschall von Gramont und dem Minister empfohlenen Gefangenen anstellen würde. Herr von Saint-Mars zeigte sich sehr bereitwillig, auf die Wünsche und Absichten des Ministers einzugehen und ihm gefällig zu sein, besonders nachdem er den Brief gelesen hatte, in welchem der Marschall der Königin-Mutter Erwähnung that. Ja, er trieb seine Willfährigkeit sogar so weit zu sagen, daß wir den Gefangenen sehen würden, wenn wir es wünschten.

„Darf man denn überhaupt die Gefangenen sehen, mein Herr?“ frug ich mit der unbefangensten Miene von der Welt.

„Nicht alle, und nicht Jedermann, Madame; dem Herrn Herzog von Valentinois vermag ich jedoch Nichts abzuschlagen.“

„Und wie leben diese armen Leute? Sind sie abgesperrt, — verkehren sie untereinander, haben sie irgend eine Zerstreuung, irgend eine Unterhaltung?“

„Nun freilich ist man nicht Staatsgefangener, Frau Herzogin,“ entgegnete Herr von Saint-Mars mit einem feinsollenden Lächeln, „um sich zu unterhalten und zu belustigen; indeß thue ich Alles was in meinen Kräften steht, um meinen Pensionairs das Leben so erträglich wie möglich zu machen. Ich empfange sie zuweilen an meinem Tische, — nämlich die, welche sich nicht in strenger Haft befinden, — und erlaube ihnen sogar, sich untereinander zu besuchen; sie haben eine Maillebahn, um sich Leibesbewegung zu machen, sie spielen Karten, ich leihe ihnen Bücher, und so vergeht denn nach und nach die Zeit.“

„Haben Sie jetzt auch Gefangene, die sich in strenger Haft befinden?“

„In diesem Augenblicke nur einen einzigen, Madame.“

„Worin besteht denn nur eigentlich diese sogenannte strenge Haft? Verzeihen Sie mir; ich erscheine Ihnen wahrscheinlich sehr indiscret, aber ich weiß noch gar Nichts von solchen Gefängnißgeschichten, und mein Grundsatz ist, möglichst von Allem einige Kenntniß zu erwerben. Wer

weiß denn," fügte ich lächelnd hinzu, „was mir die Zukunft noch vorbehalten hat!"

Ich spielte und scherzte damals über eine solche Möglichkeit, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß einst dieser selbe Mann das mir theuerste Wesen auf dieser Welt hinter seinen Schlössern und Riegeln in strenger Haft halten würde, daß diese Riegel, diese Mauern, diese Bastionen eben so einst ihn einschließen würde, der mir das Höchste war, wie sie jetzt den armen Philipp einschlossen!

Der Gouverneur blickte mich immer noch forschend und mit jenem verzerrten, widrigen Lächeln an, beantwortete aber nichts destoweniger meine unbescheidene Frage mit aller Bereitwilligkeit. Ich erfuhr auf die Weise, daß die Unglücklichen, die sich in strenger Haft befanden, stets allein blieben, nicht ausgehen, mit Niemand verkehren, ja auch nur ein Wort sprechen durften; ihr Aufenthalt war ein mächtiger Thurm, der noch fester und noch besser vertheidigt war wie die anderen Werke, hinter dreifachen eisernen Thüren, mit einer besonderen Wache, engvergitterten Fenstern, die kaum eine Fliege durchließen, und von so vielen Hindernissen aller Art umgeben, daß ihnen sogar das Athmen erschwert ward.

„Indeß, beruhigen Sie sich, Frau Herzogin," fügte Herr von Saint-Mars hinzu, „Ihr Schützling befindet sich nicht dort."

Nun allerdings, mein vorgeblicher Schützling, der mir übrigens ganz gleichgültig war, befand sich freilich nicht dort; aber eine innere Stimme sagte mir, daß Philipp, jenes liebliche, im Gehölz von Vincennes verborgene

Kind, jener schöne Knabe aus dem alten Schlosse in Languedoc, der jetzt zum vollendeten Jünglinge herangereift sein mußte, in den fürchterlichen Mauern, unter der eisernen Hand dieses Henkers schmachtete.

Ich beobachtete unvermerkt alle uns umgebenden Gesichter, ob sich nicht aus einem derselben irgend ein Geheimniß herauslesen ließe, als ich plötzlich hinter dem Stuhle des Herrn von Saint-Mars einen Menschen in etwas besserer Livree als die anderen Laquien gewahrte, dessen Gesicht mir nicht ganz unbekannt zu sein schien; ich konnte mich zwar nicht entsinnen, wo ich ihn schon gesehen, war aber vollkommen gewiß, ihm schon einmal irgendwo begegnet zu sein. Er schien mir eine Art von Factotum, von Majordomus zu sein, der sich um Alles kümmerte und das unumschränkte Vertrauen seines Herrn besaß. Seine braune Gesichtsfarbe, seine schwarzen, blitzenden Augen, seine weißen Zähne verriethen unverkennbar seine Abkunft, er mußte ein Gitano sein. Nachdem ich erst diesen Punkt ausfindig gemacht, ward es mir leichter, mich auf das Uebrige zu besinnen; jetzt erinnerte ich mich, daß er zur Bande meiner guten Freundin gehörte, ja sogar einmal im Schlosse von Bidache in Diensten gestanden hatte.

Er selbst that nicht desgleichen, als ob er mich jemals gesehen habe, und das fand ich sehr begreiflich. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, über irgend einen besonderen Beweggrund zu seiner Anwesenheit in dieser Festung nachzugrübeln.

Nachdem die Abendtafel aufgehoben war und ich unserem Wirthe gute Nacht gewünscht hatte, zog ich mich in

mein Zimmer zurück, wo Blondeau mich mit größter Ungeduld erwartete; ich sah es an den grimmigen Blicken, die sie auf Herrn von Valentinois warf, als dieser noch keine Anstalten traf mich wieder zu verlassen; endlich schickte ich ihn unter dem Vorwande der Müdigkeit und des Unwohlseins fort, und gleich hinter ihm schob Blondeau die Riegel vor, um ihm das Umkehren unmöglich zu machen.

„Ach Madame!“ rief sie hastig und leise, „ich habe viel Neuigkeiten!“

„Philipp ist hier, nicht wahr?“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Niemand, aber ich weiß es dennoch.“

„Still, um Gotteswillen! man könnte uns hören, und der Himmel weiß, was dann aus uns werden könnte — Verzeihung, Madame, daß ich mir eine solche Dreistigkeit herausnehme, aber —“

„Schon gut, schon gut, ich vergebe Dir Alles; laß uns meinethalben leise sprechen, aber sage nur rasch, was Du zu sagen hast.“

„Haben Sie bei Tafel schon den Haushofmeister, oder was er sonst ist, bemerkt?“

„Ja wohl, ein schwarzbrauner Laquai, der sich ein ganz besonderes Ansehen zu geben weiß; es ist einer unserer Gitanos aus Bidache, glaube ich.“

„Ganz recht, Madame, und um Ihretwillen ist er hier.“

„Um meinetwillen? Auch dieser?“

„Ja wohl, Madame, schon seit fast zwei Jahren.

Seine Königin hat ihn hierher geschickt, um Herrn von Saint-Mars zu überwachen, weil sie entdeckt hat, daß er mit Ihrem Horoscope verflochten ist und Ihnen Gefahr von ihm droht."

„Wie soll Herr von Saint-Mars in mein Horoscop verflochten sein? Das sind Kinderpossen."

„Nein, nein, es ist so, verlassen Sie sich darauf; wie es zugeht weiß ich nicht, und das ist auch nicht nöthig. Der Gitano war schon vorher von Madames Ankunft benachrichtigt und erwartete Sie. Auch er hat mich erkannt und hat mir Alles vertraut. Um hierher zu gelangen, und das Vertrauen des Herrn von Saint-Mars zu gewinnen, hat er damit angefangen, diesem bei einem, absichtlich zu diesem Zwecke veranstalteten Mordanfalle scheinbar das Leben zu retten, und seitdem ist er allmächtig beim Herrn Gouverneur, den alle Welt, außer unserm Gitano, wie die Hölle fürchtet; sein Herr sieht nur noch mit seinen Augen, hört nur noch mit seinem Ohre; genug, er verläßt sich gänzlich auf ihn."

„Hat er Dir von Philipp gesprochen?"

„Ja wohl, das heißt, von jenem geheimen Gefangenen, den Sie für Herrn Philipp halten; er aber weiß Nichts davon. Alles, was er weiß, ist, daß sich hier ein Gefangener befindet, der Niemand und den Niemand sehen darf, der nur in einer dicht vergitterten Tribune der Messe beiwohnt und jedesmal eine eiserne Maske vor dem Gesicht tragen muß, so oft der Schließer oder irgend ein Soldat der Garnison einen Dienst bei ihm zu verrichten hat; er darf sie nur ablegen, wenn er ganz allein ist. Herr von

Saint-Mars bringt oft ganze Stunden bei ihm zu und zuweilen hört man den Unglücklichen, trotz seiner dicken Kerkermauern und der dreifachen eisernen Thüren, toben, schreien und wehklagen. Er ist einmal bedenklich krank geworden; der Arzt ist erst herbeigerufen worden, als schon große Gefahr war, und hat ihn nur in Gegenwart des Gouverneurs und mit seiner fürchterlichen Maske sehen dürfen. Man läßt ihm weder Messer noch Scheere, nicht einmal ein Federmesserchen; er bekommt die Federn gleich geschnitten, aber was er schreibt kommt nicht aus Herrn von Saint-Mars Händen. Genug, wer dieser Gefangene auch sein möge, so ist er doch jedenfalls ein sehr unglücklicher Mensch, den alle Welt, mit Ausnahme des Herrn Gouverneurs, innig bemitleidet."

„Hat Dein Gitano ihn gesehen?"

„Freilich; er ist ja eben der Einzige, der ihn öfters in Aufträgen seines Herrn sehen darf, obwohl fast niemals allein."

„Und wie konnte er Dir alles das erzählen? Warum hat er es Dir erzählt?"

„Als man mich hierher geführt hatte, und während ich Ihre Toilette und Ihr Nachtzeug in Ordnung brachte, schlich er sich mit äußerster Behutsamkeit zu mir herein, und frug mich, ob ich ihn wiedererkenne; und als ich ihm entgegnete, daß ich ihn noch recht gut kenne, da sagte er mir, was ich Ihnen so eben mitgetheilt habe, mit der Bitte, Madame von allem in Kenntniß zu setzen, weil dies unumgänglich nöthig und es ihm von seiner Königin ausdrücklich so befohlen sei."

Ich sann einige Minuten nach und hatte sofort meinen Entschluß gefaßt: ich mußte unter allen Umständen, koste es was es wolle, zu diesem geheimnißvollen Gefangenen zu kommen suchen; war es Philipp, wie ich es keinen Augenblick mehr bezweifelte, so wollte ich ihn retten, und wenn nicht, ihn doch wenigstens trösten. Aber wie sollte ich dies anfangen? Mein Zustand machte mir jede Art von Verkleidung unmöglich, und eben so wenig durfte ich daran denken, in meinen eigenen Kleidern, unter meinem Namen in das Gefängniß zu gelangen, selbst nicht mit Hülfe des guten Gitanos. Und doch war ich fest entschlossen Philipp zu sehen, und was ich einmal will, das weiß ich eben so beharrlich durchzusetzen, wie es nur ein Lauzun zu thun im Stande ist.

„Hole mir Deinen Gitano, ich will ihn selbst sprechen," sagte ich zu meiner getreuen Blondeau.

„Er wird kommen, Madame, er wird kommen, sobald alle Bewohner sich zur Ruhe begeben haben werden; er wird durch mein Zimmer kommen, um Sie schlimmsten Falles nicht zu compromittiren."

„Meine arme Blondeau! wenn man ihn aber doch sehen sollte, so wird man sagen, er sei Dein Galan, und daß Du nirgend verweilen kannst, ohne Dir sogleich einen anzuschaffen"

„Was thut das! Sobald es für das Beste meiner lieben gnädigen Dame ist, kümmere ich mich nicht um das Gerede der ganzen Welt."

Gutes Mädchen! Es ist mir stets treu ergeben gewesen, wie ein treuer Hund!

Länger als zwei Stunden mußte ich auf unsern Vertrauten harren; ich hatte mich niedergelegt, denn ich war sehr leidend und erschöpft; endlich kam er und küßte, als Begrüßung, ehrerbietig den Saum meiner Bettdecke.

Ich sah ihn scharf und forschend an, als wollte ich auf dem Grunde seines Herzens lesen, denn hier handelte es sich um nichts Geringeres, als mich vielleicht in die Gewalt eines Verräthers zu liefern und dann den Rest meiner Tage in der Bastille hinzubringen. Aber er hielt meinen Blick so standhaft aus, daß jeder Argwohn schwinden mußte; auch lag in seinen Zügen ein Ausdruck von Muth und Entschlossenheit, der mich selbst mit ermuthigte.

„Du willst mir dienen?" hob ich nach dieser Prüfung an.

„So ward mir befohlen."

„Es ist gut. Was hast Du mir zu sagen?"

Er begann nun damit, mir zu erzählen, was ich zum Theil schon durch Blondeau erfahren hatte, nur viel ausführlicher und genauer; er beschrieb mir die Gestalt, die Stimme und Geberden, das ganze Benehmen des Gefangenen so deutlich, daß ich durchaus keinen Zweifel mehr hegen konnte, es sei wirklich Philipp. Er bestätigte Alles, was Blondeau gesagt hatte. Seine Königin hatte ihm befohlen mir Alles zu sagen und in jeder Hinsicht beiständig zu sein, ohne sich weiter um den Beweggrund zu kümmern; es interessirte mich, und das war hinreichend. Es stand ja im Buche meines Schicksals geschrieben, daß es auf die seltsamste Weise mit dem des schönen Unglücklichen verknüpft sein sollte.

Ich hörte dem Gitano mit gespannter Aufmerksamkeit zu; ich fühlte mein Herz rascher klopfen, mein Kopf füllte sich mit allerhand abenteuerlichen Chimären, es war als ob eine ganze Prozession phantastischer Hirngespinste vor meinem Geiste vorüber zöge. Armer Philipp! er war da, so nahe bei mir, und ich sollte ihn nicht sehen? Nein, allen Saint-Mars der Welt zum Trotze, es sollte, es mußte geschehen!"

„Gitano," sprach ich, „ich muß diesen Gefangenen sehen."

„Ach, hohe Frau!" erwiderte er, „es würde mir leichter werden seinen Thurm in Brand zu stecken, als Euch den Eintritt zu verschaffen!"

„Ich will es aber."

„Es ist durchaus unmöglich."

„Und er? Könnte er nicht herausgeschafft werden?"

„Nein."

„Gleichviel, ich will ihn sehen, und da ich nicht zu ihm kann, so bringe ihn zu mir; das Wie ist Deine Sache."

„Aber wie soll ich das bewerkstelligen?"

„Das weiß ich nicht; denke selbst darüber nach."

Der arme Gitano stierte gedankenvoll vor sich hin, daß ihm die Augen aus dem Kopfe hervortraten; der Schweiß stand in hellen Tropfen auf seiner Stirn, denn er mußte mir gehorchen, seine Königin hatte es ihm bei Leib und Leben anbefohlen.

„Ach, edle Fürstin, habt Erbarmen mit mir!" sprach er endlich flehend.

„Spare alle Worte, ich will es!"

Ich war fest entschlossen, ich hatte zu große Sehnsucht meinen unglücklichen Jugendgespielen wiederzusehen, als daß mich irgend Etwas von meinem Vorsatze hätte abbringen können. Wiederum starrte der Gitano bald den Fußboden, bald die Decke an, plötzlich aber schlug er die Hände zusammen und rief:

„Nun denn, hohe Frau, Ihr sollt ihn sehen, und zwar schon in der nächsten Nacht, ich müßte denn vorher gehangen werden! Daß ich es nachher werde, ist mehr als wahrscheinlich, aber gleichviel, ich werde doch Eure Befehle vollzogen haben."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als zweimal an die Thüre meines Vorzimmers geklopft ward.

Viertes Kapitel.

Wir waren alle Drei bestürzt, und zwar um so mehr, als es die Stimme des Herrn von Saint-Mars war, die sich draußen vernehmen ließ: „Befürchten Sie Nichts, Frau Herzogin, ich bin es, Saint-Mars; haben Sie die Gnade, öffnen zu lassen; ich muß Ihnen Etwas zustellen.“

Der Gitano war so blitzschnell und leise verschwunden, daß weder Blondeau, noch ich wußten, wo er hingekommen war. Blondeau blickte mich fragend und zitternd an, ich aber hatte mich bereits wieder gefaßt.

„Laß den Herrn Gouverneur eintreten,“ sagte ich.

Blondeau öffnete ihm die Thüre, und gleich beim Eintreten ließ er seine Blicke schnell rings umher im Zimmer schweifen; indeß, er sah Nichts, was etwa seinen Verdacht hätte erwecken können, und seine gerunzelte Stirn glättete sich wieder. Er machte mir eine sehr höfliche Ver-

beugung und bat tausend Mal um Verzeihung, daß er es gewagt habe, mich zu so später Stunde zu belästigen, allein es sei so eben ein Courier vom Hofe angelangt, der wichtige Depeschen und einen Brief des Marschalls von Gramont an mich überbracht habe.

Die Depesche enthielt die Nachricht von der Ungnade des Intendanten Fouquet, seine Verhaftung in Nantes, seine Verschwörungen, seine Liebeshändel mit schönen Damen, die Beschlagnahme seiner ganzen Correspondenzen, und was Alles daraus folgte.

Der Brief meines Vaters lautete folgendermaßen:

„Meine liebe Tochter,

„Lassen Sie den Schützling des gestürzten Herrn Oberintendanten meinethalben wie einen Hund krepiren, bekümmern Sie sich weiter nicht um ihn, nur suchen Sie den Herrn von Saint-Mars zu erobern, der geneigtes Ohr bei Herrn Colbert hat und uns Allen sehr nützlich werden kann. Hoffentlich wird mein Courier Sie noch in Pignerol antreffen; sollten Sie aber schon abgereist sein, so schreiben Sie dem Gouverneur und laden Sie ihn auf einige Tage zu sich nach Monaco ein, um der guten Nachbarschaft, wie um der Zukunft willen.

„Ihr wohlaffect[redacted]irter Vater,

„Gramont."

Mein erster Gedanke war, Herr von Valentinois möchte nun vielleicht schon am andern Morgen wieder abreisen wollen, allein die Empfehlung des Marschalls beruhigte mich wieder. Mein Vater wollte es ja selbst, daß ich den grim-

men Kerkermeister kirren sollte, und dazu waren zwei Mal vierundzwanzig Stunden eine kaum hinreichende Zeit. Um meiner Sache möglichst sicher zu sein, beschloß ich, sogleich meine Batterien zu eröffnen.

Ich waffnete mich mit dem holdseligsten Lächeln, erhob die Augen zu ihm und begegnete den seinigen, die forschend auf mir ruhten; allein es war nicht so leicht, mich unvorbereitet zu überrumpeln.

„Sollte Herr Fouquet etwa zu Ihren Freunden gehört haben, Herr von Saint-Mars?" frug ich lächelnd.

„Nein, Madame."

Die Antwort war kurz und scharf, wie die eines Mannes, der nicht Lust hat, lange mit sich handeln zu lassen. Das war bequem, um so früher wußte man, woran man mit ihm war.

„Das dachte ich mir wohl," fuhr ich fort, „und finde es ganz natürlich. Sein süßliches, geckenhaftes Wesen kann nur Leuten ohne Gehirn und niederen Seelen behagen. Man ist darum noch nicht ein Staatsmann, wenn man das Geld händevoll zum Fenster hinauswirft, der ersten, besten Tagesschönheit huldigt und süßduftende Liebesbriefchen schreibt. Ich habe nie begreifen können, wie geistvolle Frauen daran ein Wohlgefallen finden konnten. Da lobe ich mir Herrn Colbert, das ist doch noch ein Mann im vollen Sinne des Worts."

Der Gouverneur beobachtete mich fortwährend. Komm Du nur, dachte ich, Du sollst mich gerüstet finden! —

„Ja wohl," sprach er endlich sehr bedächtig; „Herr Colbert ist ein verständiger, eifriger, thätiger Mann; ein

höchst gerechter Mann, und zugleich ein verschwiegener Mann; zudem ist er ja noch ein Zögling des Cardinals Mazarin."

„Freilich, freilich. Der gute Cardinal! Er liebte mich ungemein."

„Er liebte Sie, Frau Herzogin? — Aber, Verzeihung! es ist sehr unbescheiden von mir, Ihre nächtliche Ruhe noch länger zu stören, und ich erlaube mir daher, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen und Sie in Ruhe zu lassen."

Er lächelte, indem er sich verbeugte, aber das Lächeln war diesem Gesicht so fremd, es war, als ob es in diesen eisernen Zügen nirgend ein Fleckchen fände, um länger zu verweilen und entfloh sogleich wieder.

„Nein, nein, Herr von Saint-Mars," rief ich freundlich, „Sie stören mich durchaus nicht. Ich bin noch zu aufgeregt von der Reise, ich kann noch nicht schlafen und hatte, wie Sie sehen, eine meiner Frauen wieder hereingerufen. — Ja, um wiederum auf den seligen Cardinal zu kommen: schon als kleines Kind war ich sein erklärter Liebling und ward, so zu sagen, von ihm gehätschelt — vielleicht um meines Groß-Oheims, des Cardinals Richelieu willen."

Blondeau kannte mich ganz genau, sie errieth meine Gedanken gewissermaßen im Voraus; sie rückte einen Stuhl an mein Bett, der Herr Gouverneur ließ sich nieder, und ehe er es sich versah, hatte ich ihn in ein trauliches Geplaudere verwickelt. Ich war die Holdseligkeit und Sanftmuth selbst. Der arme Mann! das mochte ihm vielleicht

in seinem Leben noch nicht widerfahren sein. Ich hörte ihn geduldig an, ich widersprach ihm nicht, mit einem Worte, ich wußte ihn so gut zu fassen, daß der Tiger die Krallen einzog. Genug, als er mich nach mehr als einer Stunde endlich verließ, hatte ich ihn vollkommen gebändigt, ohne mir irgend eine Blöße gegeben, ohne ihm das mindeste Zugeständniß gemacht zu haben, lediglich durch eine geschickte Schmeichelei. Es war dies einer der sehr seltenen Fälle meines Lebens, wo ich mich zur Verstellung erniedrigte. Philipp hätte es mir Dank wissen sollen, denn noch jetzt empört es mich, wenn ich nur daran denke.

Am andern Morgen erst erfuhr Herr von Valentinois die vom Hofe eingegangenen Neuigkeiten, von denen er keine Ahnung gehabt hatte; sein Schlaf war so fest und gesund, daß selbst die größten Staatsgewitter ihn nicht zu stören vermochten.

Vom Gitano hörte ich nicht mehr reden; Blondeau, der ich aufgetragen hatte, sich nach ihm umzusehen, gewahrte den ganzen Tag Nichts von ihm. Herr von Saint-Mars hatte anfragen lassen, ob ich verstatte, daß das Diner in meinem Zimmer servirt werde, und ob ich ihm die Ehre erzeigen wolle, daran Theil nehmen zu dürfen. Man kann sich denken, daß ich es ihm nicht abschlug!

Zur schicklichen Stunde machte er mir die Morgenaufwartung, und ich war, wo möglich, noch huldvoller, als am Abend zuvor.

Im Verlaufe der Unterhaltung schlug Herr von Saint-Mars mir vor, was ich selbst sehnlichst gewünscht, aber

noch nicht den Muth gehabt hatte, zu verlangen, nämlich zum Zeitvertreib bis zur Tafelstunde einen Spaziergang durch die Festung zu machen.

Ich folgte ihm auf die Wälle, ich ließ mich von ihm eine Unzahl von Stufen ohne Ende hinan und herunterführen, ich spielte die Unwissende in Betreff einer Menge von Dingen, die mir recht wohl bekannt waren, nur um ihm das Vergnügen zu lassen, sie mir zu erklären. Er zeigte mir die Wartthürme, die Parapets und Befestigungswerke, die Höfe, die leeren Gefängnisse verschiedener Grade, kurz alle die abscheulichen Sehenswürdigkeiten eines Staatsgefängnisses, als ob ich ein Festungsinspector wäre, und ich staunte Alles mit geziemendem Interesse an. Wer weiß, ob ich nicht in derselben Zelle gewesen bin, die jetzt Lauzuns Aufenthalt ist! Seitdem ich ihn an diesem fürchterlichen Orte weiß, ist er mir lebhafter gegenwärtig, wie je; ich sehe jeden Winkel desselben im Geiste vor mir, ich wandle darin umher und viele schlaflose Nächte bringe ich damit zu, darüber nachzusinnen, in welchem dieser gräulichen Käfige er jetzt wohl schmachten mag.

Damals freilich waren meine Gedanken einzig nur mit dem armen Philipp beschäftigt; ich sah den großen, mächtigen Hauptthurm vor mir, in dem er ohne Zweifel eingesperrt war. Die Fenster waren dreifach vergittert, sie waren eher Löcher, als Fenster zu nennen, und das Tageslicht konnte nur wie durch einen Trichter in diese Höhlen des Jammers dringen. Mich ergriff ein Schauder bei dem Anblick.

Herr von Saint-Mars sagte nicht ein Wort darüber;

er erklärte mir die geringste Kleinigkeit, die ich zu wissen begehrte, nur über diesen finsteren Schreckensthurm beobachtete er gänzliches Stillschweigen, und ich wagte es nicht, ihn darum zu fragen, trotzdem ich deutlich sah, daß er jede Gelegenheit, mir über irgend Etwas Auskunft zu ertheilen, mit großer Freude ergriff.

Einmal war es mir, als ob ich hinter den drei Gittern einen weißen Punkt gewahrte; Herr von Saint-Mars, dessen Blicke stets den meinigen folgten, gewahrte es ebenfalls, wie ich aus einem verstohlenen und unwilligen Winke nach der Richtung des Thurmfensters hin bemerken konnte; doch war eben Alles nur wie ein schneller Blitz. Ich that, als ob ich Nichts davon gesehen hätte, und was den Herrn von Valentinois betraf, so sah der überhaupt Nichts außer sich selbst.

Nach langem Umhersteigen kehrte ich endlich sehr ermüdet und zumal sehr niedergeschlagen, wieder in meine Zimmer zurück, denn was ich gesehen, war keineswegs geeignet, mir viele Hoffnung auf das Gelingen meines Vorhabens zu erwecken. Ich benutzte einen günstigen Augenblick, um Blondeau noch ein Mal wegen des Gitanos zu befragen, dessen unerklärliches Verschwinden mich noch besorgter machte. Auch sie hatte ihn nicht wieder gesehen und verhehlte mir ihre Befürchtungen seinethalben nicht.

Endlich setzten wir uns zu Tisch, allein der Gitano führte nicht, wie gestern, den Stab als Majordomus; ich sah alle diese unbekannten Gesichter der Reihe nach an und glaube, daß ich eine ziemlich klägliche Figur während der Tafel spielte. Sollte der schlaue Fuchs von Gouverneur

irgend Etwas von unserem Einverständnisse gewittert haben und nun vielleicht denken, mich durch seine Schmeicheleien einzuschläfern? Ich zitterte bei dem bloßen Gedanken einer Entdeckung, und daß er es wohl gar wagen könne, mich hier als Gefangene zurückzuhalten! Aber alles das konnte mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen, denn ich gehöre zu jener Art von Charakteren, deren Begierde durch Schwierigkeiten und Gefahren nur um so reger gemacht wird. Ich hatte das Fieber bei der Vorstellung, vielleicht wieder abreisen zu müssen, ohne den armen Philipp, den ich so unglücklich und in meiner Nähe wußte, gesehen, ohne ihm ein Wort des Trostes gesagt zu haben. Dieses geheimnißvolle Dunkel, das seine ganze Existenz umgab, machte mich nur noch lüsterner. Warum ihn so geflissentlich verbergen? Was war sein Verbrechen? Wer war überhaupt dieser Unglückliche? Wider Willen sann ich fortwährend darüber nach, und je mehr ich nachsann, je schöner und reizender tauchte sein Bild in meiner Erinnerung wieder auf.

Herr von Valentinois ward dies Mal mein guter Engel; er, der so himmelweit entfernt von aller Schlauheit und Verstellung war, frug Herrn von Saint-Mars ganz treuherzig und plump, wo denn der schwarzbraune Mensch hingekommen sei, der am Abend zuvor die Bedienung so trefflich beaufsichtigt habe, daß er wohl einen solchen Majordomus zu besitzen wünsche.

„Alle unsere Offizianten sind so zu sagen gestempelt,“ fügte er hinzu; „Madame de Valentinois verdreht ihnen die Köpfe; sie klagt fortwährend über ihre Ungeschicktheit

und linkisches Wesen, so daß sie aus lauter Furcht nur noch ungeschickter werden, und ich mir wahrhaftig nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß."

„Aha!" rief der Gouverneur mit einem Lächeln, das mir dies Mal wirklich vom Herzen zu kommen schien, „Sie haben meinen armen Basto bemerkt, Herr Herzog? Er ist in der That ein eben so geschickter, wie ehrlicher Bursche, der mir einst das Leben gerettet hat und mir mit Leib und Seele ergeben ist; er ist der einzige Mensch, dem ich vollkommen vertraue und dem ich Nichts verberge. Er ist leider in diesem Augenblicke mit einer wichtigeren Angelegenheit beschäftigt, als die Beaufsichtigung des Tafeldienstes ist, indeß hoffe ich, daß Sie deshalb nicht weniger gut bedient werden sollen."

„Wir verursachen Ihnen sehr viele Unbequemlichkeit, Herr von Saint-Mars," hob ich mit honigsüßem Tone an, obwohl mir keineswegs so ums Herz war, „und es wird hohe Zeit, daß wir unsere Reise morgen früh fortsetzen, um Sie von solcher Last zu befreien."

Er antwortete mit einer Menge von Komplimenten und Bitten, ihn nicht so bald des Vergnügens unserer Gegenwart zu berauben; ich glaube auch in der That, daß ihm unser Besuch gar nicht unlieb war, besonders seinen Offizieren, die sich in diesem abgelegenen Erdenwinkel, in diesen finsteren Kerkermauern fürchterlich langweilen mußten. Sie waren selbst nicht viel besser daran wie Gefangene.

Nach aufgehobener Tafel gingen wir in eine Art von Halle, einen Salon vorstellend, wo einige Spieltische ar-

rangirt waren. Der Gouverneur beurlaubte sich bei mir, wegen dringender Dienstgeschäfte, wie er sagte, und blieb fast zwei Stunden weg. Ich hatte nun vollkommen freies Feld, um einen kleinen, ziemlich hübschen Fähndrich auszufragen, der mich fast mit den Augen verschlang und der mir gerne wohl noch ganz andere Dinge, als die Gefängnißgeheimnisse entdeckt hätte, wenn ich Belieben darnach getragen hätte. Er ließ sich nicht sehr bitten, um mir eine ganze Litanei über seine wichtigen und erschrecklichen Dienstobliegenheiten herzubeten. Ich erfuhr, daß in dem großen Thurme ein unbekanntes Wesen existire, von dem der Gouverneur niemals gegen seine Umgebung spreche, mit dem er zuweilen ganze Tage zuzubringen pflege, ohne daß man ihn aus seiner Wohnung und in den Thurm gehen sehe. Ohne Zweifel mußte dieser Gefangene eine sehr vornehme Person sein, denn man bediene ihn in silbernen Geschirren und mit der ausgewähltesten Küche. Basto war der Einzige, der ihm die Speisen brachte und bei Tische bediente; aber vergebens habe man diesen schon auszuhorchen versucht, er sei in diesem Punkte eben so stumm, wie sein Herr. Am Eingange des Wartthurmes befinde sich stets eine besondere Wache, aber noch Keiner der Besatzung sei bis jetzt auch nur drei Schritte ins Innere gelangt. Herr von Saint-Mars sei eines Tages, vor vielleicht anderthalb Jahren, mit diesem Manne in Pignerol angelangt, der in einen großen Mantel verhüllt gewesen sei und eine schwarze Maske vor dem Gesicht getragen habe; zugleich sei die Besatzung verdoppelt worden und seitdem werde keine Seele mehr ohne besondere Erlaubniß des Gouverneurs aus

der Citadelle gelassen, deren Thore und Fallgatter stets geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen wären.

Das wäre allenfalls hinreichend gewesen, um hundert andere Frauen vor Neugierde zur Verzweiflung zu bringen, um wie viel mehr mich, nach alle dem, was ich schon früher in Bezug auf diesen Unglücklichen erfahren und erlebt hatte.

Nach zwei Stunden kehrte Herr von Saint-Mars wieder zu uns zurück und erschöpfte sich in höflichen Entschuldigungen, ohne jedoch irgend einen Grund seiner Abwesenheit zu erwähnen. Ich rückte nun etwas näher und lud ihn ein, uns nach Monaco zu begleiten, oder doch später dort zu besuchen, stellte ihm vor, daß er der freien Luft um seiner Gesundheit willen bedürfe und daß der Dienst des Königs wohl nicht unter solch einem kleinen Abstecher leiden würde.

Er bedankte sich ungemein höflich, lehnte jedoch meine Einladung standhaft ab.

„Ich darf mich unter keiner Bedingung auf einige Zeit aus der Festung entfernen,“ fügte er hinzu, „es sei denn, daß plötzlich ein unvorhergesehener Umstand eintrete. Ich bin der getreue Unterthan Sr. Majestät und muß als solcher und als guter Soldat auf meinem Posten ausharren; er ist allerdings schwierig, allein ich habe ihn einmal übernommen und werde ihn auch behaupten.“

Endlich brach die Nacht an! Wir zogen uns in unsere Zimmer zurück, denn wir sollten im Laufe des folgenden Tages abreisen. Vor Wehmuth und Zorn hätte ich weinen mögen. So sollten meine heißen Wünsche denn an diesen

unzugänglichen Mauern und an diesem noch viel unzugänglicheren Tyrannen scheitern. Ohne ein Wort zu sprechen, ließ ich mich auskleiden; Blondeau kannte bereits meine Launen und gab sich keine Mühe, mich zum Reden zu bringen; nur hielt sie es für nöthig, mich von einer kleinen Freiheit in Kenntniß zu setzen, die sie sich in meinem Namen herausgenommen hatte:

„Monseigneur hat fragen lassen, ob Madame heute Abend noch sichtbar für ihn wären, ich habe aber geantwortet, Sie würden ihn nicht mehr empfangen, so ermüdet wären Sie, und könnten sich des Schlafes nicht mehr erwehren."

„Das hast Du gut gemacht; sobald ich mich niedergelegt haben werde, gehe auch Du zu Bett, mein gutes Mädchen; ich werde heute Abend weder lesen, noch länger munter bleiben. Schließe ja alle Thüren recht sorgfältig, mit Ausnahme der Deinigen, denn ich fürchte mich fast hier in diesen unheimlichen Mauern."

Eine Stunde vielleicht konnte Blondeau sich entfernt haben, ich lag zwar zu Bett, konnte aber nicht einschlafen; das Blut wallte und brauste mir im Kopfe wie ein aufgeregtes Meer; rings um mich her herrschte die tiefste Stille.

Plötzlich war es mir, als höre ich leise nach Blondeau's Seite hin flüstern; ich empfand durchaus keine Furcht, im Gegentheil, ich hoffte, es würde der Gitano sein, der zurückkäme, wie er mir versprochen hatte. Ich setzte mich im Bette auf, um zu horchen. Ich hatte keine Thüre öffnen, kein Meubel rücken hören, und doch zischelte man ganz in meiner Nähe, ich konnte es gar nicht mehr

bezweifeln. Meine getreue Zofe hatte auf meinen Befehl noch das Licht bei sich brennen lassen; ich rief, und im selben Augenblick kam sie auch schon ganz verstört hereingestürzt.

„Madame, der Zigeuner!“ rief sie leise.

„Ach! — er soll kommen, schnell!“

„Aber — ich weiß nicht, Madame — er scheint so in Furcht zu sein, daß er zittert und ich kaum seine Stimme wieder erkenne. Er muß durch die Wand eingetreten sein, denn ich schlummerte kaum; er stand plötzlich vor mir und bat mich, nicht zu schreien. Das kommt mir Alles so seltsam vor, daß ich fast noch mehr zittere, wie er.“

„Gleichviel! lasse ihn ein!“

Auf einen Wink Blondeau's trat er ein, in einen großen Mantel gehüllt, einen grauen Hut mit breitem Rande auf den Kopf, den er nicht abnahm; er gab Blondeau ein Zeichen, hinauszugehen, aber so gebieterisch, daß ich selbst ganz betroffen ward. Das war nicht die demüthige, hündische Haltung des Gitano. Blondeau zögerte, aber auf eine zweite, noch viel heftigere Geberde des Fremden gehorchte sie, nachdem sie noch einige Kerzen angezündet hatte.

Wir waren allein; der Mantel, der Hut fielen zu Boden — es war Philipp! Ich konnte einen Schrei kaum unterdrücken und war der Ohnmacht nahe.

Er sank an meinem Bette auf die Knie und bedeckte meine Hand mit glühenden Küssen; er beschwor mich mit leiser Stimme, bei seinem, bei meinem eigenen Leben, mich ruhig zu verhalten und uns nicht zu verrathen. Er war schön, von jener magischen, triumphirenden Schönheit —

seine Aehnlichkeit mit dem Könige war frappanter, wie je, aber er glich ihm, wie ein Engel einem Menschen gleicht, es waren dieselben Züge, aber von einem Reize übergossen, den ich nicht beschreiben kann.

Ich versank in sein Anschauen, ich hörte ihm zu, seine Worte waren mild wie Honig, seine Blicke Feuer.

Was soll ich noch weiter sagen? Ich habe den Eindruck, den er von seinem ersten Erscheinen an, als Kind, dann als Knabe, als Jüngling auf mich gemacht hat, offen gebeichtet, und jetzt hatte ich ihn wieder vor mir, so schön, so rührend, so unglücklich!

Erst im Augenblicke, da wir uns trennen mußten, erfuhr ich, auf welche Weise es ihm gelungen war, zu mir mir zu gelangen; ich hatte vorher gar nicht daran gedacht, mich darnach zu erkundigen.

Ich will es hier wiedererzählen.

Fünftes Kapitel.

Folgendes hatte sich zugetragen:

Mein Zigeuner war, wie man sich erinnern wird, der intimste Vertraute des Herrn von Saint-Mars, wenigstens hielt ihn dieser mit ganzer Seele ihm ergeben. Gewöhnlich brachte er jeden Morgen einige Stunden bei dem Gefangenen zu, entweder mit irgend einem Spiele, oder er gab ihm Unterricht auf der Laute, die er meisterhaft spielte, eben so die Viola. Später löste ihn der Gouverneur ab, um sich mit seinem Schlachtopfer zu unterhalten, was diesem keineswegs Vergnügen gewährte, oder sie lasen auch gemeinschaftlich in irgend einem erlaubten Buche. Uebrigens benahm sich sowohl der Zigeuner, als auch der Gouverneur mit der höchsten Ehrerbietung gegen Philipp; niemals setzten sie sich in seiner Gegenwart, bevor sie ihn nicht um seine Erlaubniß gebeten hatten, die er auch stets ertheilte, so würdevoll und vornehm auch seine ganze Haltung war.

An diesem Tage ging mein Gitano wie gewöhnlich zu dem Unglücklichen, theilte ihm meinen Wunsch, ihn zu sehen, mit, den er, wie man sich denken kann, ebenfalls von ganzem Herzen theilte, so wie daß er entschlossen sei, uns mit Gefahr seines Lebens zu dienen, und welchen Plan er für den Abend entworfen habe.

Basto kannte alle Geheimnisse der Citadelle eben so gut, ja sogar besser, wie der Gouverneur selbst und verfügte sich, wie dieser, durch die geheimen Gänge in das Donjon, das in den dicken Mauern angebracht war. Einer derselben mündete in die mir angewiesene Wohnung, und durch diesen hatte sich der Gitano am Abend zuvor geflüchtet, als Herr von Saint-Mars an meiner Thür geklopft hatte. Seltsame Fügung! Der furchtbare Gouverneur hatte sich den Zigeuner nur erkoren, um eine einzige Mission zu erfüllen; bei dem geringsten Aufstande, bei dem ersten Flucht- oder Befreiungsversuche, bei jedem Vorfalle, der irgendwie den Gouverneur bedrohte, hatte er gemessenen Befehl, zu dem Gefangenen zu eilen und diesen sofort zu erdolchen. Er war zugleich Kerkermeister und Henker. Zum Glück hatte ihn mein guter Stern zu meinem ergebenen Freunde gemacht.

Es war daher an jenem Morgen zwischen ihnen beschlossen worden, daß Basto seinem Herrn die Nachricht einer vorgeblichen Krankheit des Gefangenen hinterbringen sollte, ein Fall, der sich öfters ereignete. Bei solcher Veranlassung pflegte der Zigeuner in der Regel bei ihm zu bleiben, um ihn zu pflegen; wie fast alle seines Stammes, war er ein wenig in der Heilkunde bewandert, ver-

ordnete einige empirische Mittel und brachte sogar die Nacht bei Philipp zu. Herr von Saint-Mars widersetzte sich dem niemals, denn, wie gesagt, mit Ausnahme der Freiheit, hatte er die größtmöglichste Rücksicht gegen ihn. Dann pflegte er selbst auch nur sehr wenig bei ihm zu erscheinen, als setzte er eine Art von Zartgefühl darein, das Unwohlsein durch seinen Anblick nicht zu verschlimmern. Es waren dies die guten Tage des unglücklichen jungen Mannes.

Alles verlief, wie man es gewünscht hatte. Der Gouverneur verließ mich, um Philipp noch einen kurzen Besuch abzustatten; er fand ihn im Bette, in einem Zustande unüberwindlicher Schlafsucht, so daß er kaum im Stande war zu sprechen. Basto sagte dem Herrn von Saint-Mars leise, das sei die Wirkung einiger beruhigender Tropfen, die er ihm eingegeben habe und deren Erfolg man nicht stören dürfte.

„Pflege ihn ja recht gut, Basto," erwiderte der Gouverneur; „nicht um zwanzig Jahre meines Lebens möchte ich, daß er in diesem Augenblicke stürbe."

„Darum eben muß man ihm Ruhe lassen," sagte der Gitano; „er wird vielleicht bis morgen schlafen, ich selbst werde ihn diese Nacht nicht verlassen, denn die größte Ruhe ist nothwendig. Das geringste Geräusch würde ihn aufwecken und die Wirkung des Heilmittels wieder zerstören. Sie wissen es, daß Sie sich auf mich verlassen können, befürchten Sie also Nichts; ich stehe für den guten Erfolg, wenn Alles genau befolgt wird, was ich Ihnen sage."

Herr von Saint-Mars kehrte beruhigt zu uns zurück. Nachdem Alles im Schlosse zur Ruhe gegangen war, ver-

fügte er sich noch einmal zu Philipp, und fand ihn noch immer im nämlichen Zustande. Basto verschloß die Thüre hinter ihm; er war nun sicher, daß er vor nächstem Morgen nicht wieder erscheinen würde. Augenblicklich steckte er nun den Gefangenen in seine eigenen Kleider, warf dafür dessen Schlafmantel über, ja nahm sogar zu größerer Sicherheit dessen Maske vors Gesicht, etwas, das der Unglückliche selbst in Anfällen von Schwermuth zu thun pflegte. Dann zeigte er ihm den geheimen Gang, beschrieb ihm ganz genau den Weg und legte sich dann in das von Philipp verlassene Bett. Der ehrliche Basto setzte seinen Kopf aufs Spiel, wie er es seitdem noch einmal gethan hat, diesmal aber, ohne ihn zu retten. Diese Zigeuner sind wunderbare Menschen, sie gehorchen denen, die sie beschützen und denen sie ergeben sind, bis in den Tod; aber sie hassen auch ebenso diejenigen, welche sie beleidigen; es ist eine furchtbare Menschengattung.

Ich brauche nicht mehr zu sagen; das Uebrige mag sich Jeder denken. Mit Tagesanbruch verließ mich Philipp, glücklicher als der König, dem er so außerordentlich gleich sah. Er hatte das höchste Glück seines Lebens genossen und nahm eine unauslöschliche Erinnerung mit sich. Sein letztes Wort war:

„Ich sehe Sie wieder, oder sie müssen mich ermorden!"

Ich will es gar nicht versuchen zu schildern, was in mir vorging, ich weiß es selbst kaum. Von diesem Tage an erschloß sich ein bis dahin noch unbekanntes Dasein vor meinen Blicken; ich stürzte mich blindlings in diese Lebens-

bahn; ich habe nie viel überlegt, ich habe mich niemals viel bemüht, mir Rechenschaft von meinen Gefühlen zu geben, ich ließ mich rücksichtslos gehen, je nachdem der Augenblick und die Umstände es mit sich brachten. Alles, was ich sagen kann, ist, daß mein Herz seiner einzigen wahrhaften Liebe niemals untreu geworden ist.

Um die Mittagszeit setzten wir unsere Reise fort, der Gouverneur gab uns noch ein den Umständen nach glänzendes Frühstück, bei welchem ich jedoch nicht erschien; ich ließ mir eine Bouillon in meinem Zimmer serviren, ich fürchtete mich vor meinen eigenen Blicken. Herr von Saint-Mars sah mich nur unter meiner Reisemaske wieder, leidend, abgespannt und mich auf Blondeaus Arm stützend.

„Kommen Sie zu uns nach Monaco," wiederholte ich ihm, als ich in die Sänfte stieg; „Sie werden eine Aufnahme finden, mein Herr, die Ihnen unsere Erkenntlichkeit beweisen wird, und werden dort als Freund willkommen sein."

Er versprach es mir, aber indem er mich sehr nachdenklich dabei ansah. Hätte er vielleicht doch irgend einen Verdacht gehabt?

Kurze Zeit darauf langten wir in Monaco an. Ich war zufrieden mit meinem Empfang und den mir bereiteten Ehrenbezeugungen; hier war ich Souverainin. Meine Unterthanen bezeugten große Freude, mich endlich zu sehen. Man hatte Triumphbogen errichtet, Anreden und Geschenke regneten von allen Seiten. Ich nahm Alles mit möglichster Freundlichkeit auf. Warum sollte ich den guten Leuten nicht eine Freude machen?

Monaco ist übrigens in der That ein schönes Ländchen, von dem aus man eine wundervolle Aussicht genießt; trotz der Langeweile, die mich überall hin verfolgte, und die mich seitdem nicht wieder verlassen hat, war ich wirklich überrascht davon. Das Schloß liegt am Gestade des Meeres, umgeben von zahllosen Orangenbäumen; es ist noch nicht zu alt, recht gut meublirt, das Geschirr und die Dienerschaft sogar glänzend. Die Stadt ist allerdings nicht groß, eine Art fürstliches Spielzeug; dennoch sind die Grimaldis stolz darauf. Sie besitzen drei Schiffe, die sie mit dem Titel einer Flotte beehren, vier Gendarmen, die sie eine Armee nennen, und zehn Edelleute, die sie einen Hof nennen.

Da die Verwandten des Herrn von Valentinois größtentheils sehr angesehen in Italien sind, so hatte man deren so viel wie möglich zusammengeladen, um mir ein glänzendes Gefolge zu bilden. Sie waren alle sehr reich, aber auch sehr lächerlich gekleidet. Sie bewunderten unsre neuen Moden, indem sie sie critisirten, besonders die Menge von Bandschleifen und Nestelstiften, die wir trugen. Ich hatte ein sehr großes und sehr düsteres Zimmer, mit Courtinen, die ein Grimaldi einmal aus Constantinopel mitgebracht haben sollte. Man konnte nichts Majestätischeres, aber auch nichts Traurigeres sehen.

Herr von Valentinois strahlte vor Wonne und Glück; er war hier der Erste und brauchte das Gespött Höherer nicht mehr zu fürchten. Er zeigte mir mit vielem Stolze die Sammlung von Familienportraits und gab sich alle Mühe, mich auf das hohe Alter derselben und die Helden-

thaten seiner Ahnen aufmerksam zu machen, als ob er eine kleine Bürgersfrau vor sich hätte.

„Mein Herr," sagte ich ihm, „ich würde Ihnen diese Manieren verzeihen, wenn Sie niemals nach Bidache gekommen wären; so aber müssen Sie doch wissen, daß ich mich ein wenig auf Ahnen verstehe, und die Schlacht von Roncevaux, der einer meiner Ahnherrn beiwohnte, ist, so viel ich weiß, nicht gestern vorgefallen."

Ich wähnte mich hier, so entfernt von Allen, die Interesse für mich hatten, vor jeder Unruhe geborgen; allein es sollte anders kommen; wie man sogleich sehen wird, und zuverlässig war ich weit davon, zu erwarten, was mir hier beschieden war; ein Romanleben scheint nun aber einmal meine Bestimmung zu sein.

Monaco ist ein reizendes Ländchen, wie ich schon gesagt habe; es enthält mehrere Städte, die ihm ein ziemlich gutes Ansehen verleihen, besonders die Stadt Mentone, die groß und hübsch ist. Man feierte meinen Einzug daselbst auf möglichst glänzende Weise; die Herren von Monaco fuhren mit einer Art von Triumph in ihren Staaten spazieren, denn Alles, was zum französischen Hofe gehört, behauptet überall den ersten Rang; die Tochter des Marschalls von Gramont, die Enkelnichte des verstorbenen Cardinals von Richelieu, dieses noch im Grabe in ganz Europa gefürchteten und geehrten Staatsmannes, kann nirgend eine kleine Dame sein.

Am Tage meines Einzuges in Mentone, betrachtete ich maschinenartig diese Menge von schwarzen Augen, die mich ebenfalls angafften, und glaubte unter diesen fremden

Gesichtern einige Physiognomien zu entdecken, die mir nicht unbekannt schienen, nämlich von meiner Zigeuner-Leibwache. Ich hatte mich schon gewundert, daß am Hofe, wo ich mich inmitten meiner Familie befand, noch gar nicht die Rede von ihnen gewesen, und daß sie sich mir hier, wo meine Umgebung kleiner war, so plötzlich wieder zeigten.

Noch ein anderer Umstand war mir auffallend. Bei meinem Erscheinen hatten Alle die Köpfe entblößt, warfen die Hüte in die Luft und sperrten die Schnäbel auf, wie kleine Vögel, die gefüttert sein wollen. Ein einziger, dicht in einen braunen Mantel gehüllter Mann schien sich absichtlich meinen Blicken entziehen zu wollen, und behielt seinen dunkelen Filzhut tief ins Gesicht gedrückt. Das intriguirte mich, denn er schien sich zu vervielfältigen und ich sah ihn an jeder Straßenecke wieder.

In der folgenden Nacht konnte ich, der drückenden Hitze und meiner Schwangerschaft wegen, die mich sehr zu belästigen begann, nicht schlafen und war ans Fenster getreten, um mich abzukühlen und den erquickenden Orangenduft einzuathmen; der Mann im Mantel mit dem großen Filzhut ging auf und ab spazieren, aber in ziemlicher Entfernung von den Schildwachen, um nicht belästiget zu werden. Ich zeigte ihn Blondeau und jetzt, wo ich ihn sich freier bewegen sah, hätte ich darauf schwören mögen, einen genauen Bekannten in ihm zu erkennen, wäre der Gedanke nicht gar zu wahnsinnig gewesen. Doch brachten mich andere Ereignisse bald wieder davon ab; ich kam mit einem Sohne darnieder und hielt mein Wochenbett in Mo-

naco. An den geheimnißvollen Fremden dachte ich nicht mehr.

Ich kann nicht sagen, daß ich in die kleinen Wickelkinder vernarrt sei, wie so viele andere Mütter; es erscheint mir dies als eine Art von Albernheit; aber dennoch freute ich mich ungemein meiner Niederkunft; ich hatte meinem Herrn Gemahl einen Erben seines Namens geschenkt, und von diesem Augenblicke an stieg ich an Ansehen und Wichtigkeit in den Augen seiner Familie; ich war nunmehr eine Macht. Ich spielte die Königin ganz gut und gab durch mein Benehmen zu erkennen, was ich allenfalls auch auf einem höheren Schauplatze gewesen sein würde. Das ganze Fürstenthum schwamm so zu sagen im Freudentaumel und aller Orten ward getrunken, gesungen und gesprungen.

Zur Zeit der Kriege zwischen den Guelfen und Ghibellinen war Monaco, und besonders die sogenannte Herkulesbrücke, der Schauplatz mancher furchtbaren Kämpfe gewesen; besonders hatten sich die Spinola und die Grimaldi um dieses Felsennest gestritten, das endlich im Besitze der letzteren verblieben war. Es existiren in Monaco noch viele alte Gemälde und Abbildungen von diesen Heldenthaten. Sie bilden fast die Hälfte der Galerie im fürstlichen Schlosse, wo sich nebstdem aber auch einige wirklich werthvolle Kunstwerke befinden. Unter anderen Eines, einen gewissen Francesco von Grimaldi vorstellend, der, als Mönch verkleidet, mit Hülfe seiner ebenfalls verkleideten Verwandten, die ghibellinischen Spinolas aus der Stadt verjagt, nachdem er davon mindestens drei Viertel vorher in Stücke gehauen hatte: das war so die Mode der damaligen Zeit. Von

diesem Vorfalle schreiben sich die Wappenhalter des Hauses Grimaldi her, zwei Mönche, mit der einen Hand das Schwert schwingend, mit der anderen das grimaldische Wappen haltend.

Mehr noch wie dieses interessirte mich ein anderes, ganz vortreffliches Gemälde, dessen Inhalt ich durchaus nicht zu enträthseln vermochte. In der Mitte sah man einen stattlichen, prachtvoll gekleideten und gewaffneten Sarazenen, kniend in einer Kirche, und ihm gegenüber eine ebenfalls knieende wunderschöne Dame. Ihre Hände waren gefaltet und beide schienen sehr inbrünstig zu beten. Rings um die beiden Hauptfiguren befanden sich viele kleine runde Nebenbildchen, welche verschiedene Scenen darstellten: dichte Wälder, Landschaften, Schiffe, Gefechte, eine Frau, welche den Dolch über einer anderen zückt, dann wieder dieselbe Frau, an einen Holzstamm gebunden, mit aufgelöstem Haar; andere Frauen, die geraubt werden, Mordthaten, Feuersbrünste, und allerhand dergleichen niedliche Schelmenstückchen, und immer denselben Sarazenen als Hauptperson, um sich herum säbelnd, mordend, sengend und brennend; jedes dieser Bildchen hatte eine lateinische oder italienische Unterschrift, die ich nicht lesen, und noch viel weniger verstehen konnte; doch trugen sie den Datum des zehnten Jahrhunderts.

(Apropos, ich habe vergessen zu erwähnen, daß meine Unterthanen mich sämmtlich in italienischer Sprache anredeten, und da es mich langweilte, ihnen in derselben, die ich damals nur radebrechen konnte, zu antworten, so be-

diente ich mich ohne alle Umstände der französischen, was sie nicht wenig in Verwunderung setzte.)

Ich frug Herrn von Valentinois, was es denn mit diesem so schönen wie tapferen Muselmann für eine Bewandtniß habe, worauf er mir erwiederte, es sei Harun aus dem Castanienthale; mehr wußte er auch nicht, und ich glaube, er hätte nicht einmal so viel gewußt, wenn es ihm nicht seine Amme erzählt hätte.

Dieses Castanienthal war mir als eines der schönsten Fleckchen dieser Erde gerühmt worden, und ich verlangte dahin geführt zu werden. Es ward daher, sobald ich mein Wochenbett überstanden hatte, bestimmt, daß ich hingehen würde und man machte große Vorbereitungen, mir dort ein Fest zu geben. Alle Welt versicherte mir, daß ich daselbst Wunder zu sehen bekommen würde; ich aber frug nur nach der Geschichte dieses Thales und deren Zusammenhang mit der des Türken, aber gerade diese wußte niemand; man ist sehr unwissend in Monaco. Man wußte nur, daß Harun ein berühmter Seeräuber gewesen, und späterhin zum Christenthume bekehrt worden sei. Man fügte noch hinzu, sein Geist wandle noch immer unter den Bäumen, die er eigenhändig gepflanzt habe, (was mir für einen Seeräuber eine ziemlich sonderbare Beschäftigung zu sein schien,) und daß er alle hundert Jahre, an einem bestimmten Jahrestage, mit Fleisch und Bein wiederkehre und die Menschen auf alle Weise quäle, um bis zur allgemeinen Sündenvergebung für seine Unthaten zu büßen, was mir wiederum seltsam erschien, da doch die armen gequälten Nachkommen unschuldig an seinen Verbrechen waren. Der Zeit=

punkt seines Wiedererscheinens sollte nahe bevorstehen. Ich war gar nicht böse darüber; es konnte mir bei meiner entsetzlichen Langenweile ja nur Unterhaltung gewähren, solch einem Seeräuber aus jener Welt zu begegnen und mir von ihm erzählen zu lassen, was drüben vorgeht; das gewährt den Vortheil, daß man sich schon in dieser Welt ein wenig darnach einrichten kann.

Ein ziemlich unterrichteter Franziskanermönch versprach mir die vollständige Geschichte Haruns, und gab sie mir auch wirklich kurze Zeit darauf; ich werde sie sogleich erzählen. Vorher muß ich noch erzählen, wie mein Besuch im Castanienthale aufgeschoben ward, und welche Ereignisse an dieser Verzögerung schuld waren.

Im Augenblicke, als eben alle Anstalten dazu getroffen wurden, die Schöngeister von Monaco sich abmüheten Verse zum Lobe meiner Schönheit zu schmieden, wo man Guirlanden und Blumensträuße für mich band, ward der regierende Fürst, Honorius der Zweite, plötzlich sehr krank. Ich glaube schon einmal gesagt zu haben, daß er der Großvater meines Gemahls und der Bruder des Erzbischofs von Arles war. Seine Gemahlin, Hippolyta Trivulzia Mezzi, war schon lange vor ihm gestorben, und sein Sohn war der Mutter bald nachgefolgt, meinen Gemahl als kleines Kind hinterlassend. Herr von Valentinois sollte also, sobald sein Großvater nach Gottes Rathschluß das Zeitliche gesegnet, den Thron besteigen. Man warf die Blumen also in den Winkel, hob die Verse auf gelegenere Zeit auf und strömte in die Kirchen, um für die Erhaltung Honorius II.

zu beten, der sehr geliebt, und in der That auch ein vortrefflicher Fürst war.

Er war schon hochbejahrt, Gott hatte seine Lebenstage gezählt, und er starb in meinen Armen, nachdem er noch seinen Enkelsohn gesegnet und allen seinen Leuten empfohlen hatte, uns fortan eben so gehorsam zu sein, wie sie es gegen ihn gewesen waren. Dieser wackere Greis rührte mein Herz in seiner letzten Stunde und ich fing an ihn aufrichtig zu lieben, als Gott ihn zu sich nahm, was meine Trauer abkürzte, oder wenigstens nicht länger währen ließ, als meine Liebe für ihn gewährt hatte.

Sogleich nach Honorius Tode ward mein Gemahl, unter dem Namen Ludwigs I. als regierender Fürst proclamirt. Er war Pathe König Ludwigs XIII. Gekrönt ward er jedoch erst nach der Bestattung seines Großvaters, die sehr glänzend und feierlich abgehalten ward.

Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß ich alle Ehren mit ihm theilte; wir waren von diesem Augenblicke an souverainer Fürst und souveraine Fürstin von Monaco und mein kaum erst geborener Sohn erhielt den Titel Herzog von Valentinois; seine Wärterin war die erste, die ihm denselben ertheilte, indem sie ihn beim Einwiegen als Monseigneur anredete. Ich hatte einen jungen Mönch zum Beichtvater, der sich sehr darüber lustig machte — als ob es nicht die natürlichste Sache von der Welt gewesen wäre!

Die ersten Trauertage, die Etiquette, die Reverenzen und Aufwartungen, die Condolenz- und Glückwünschungsschreiben verzögerten die bewußte Partie nach dem Castanien-

thale immer mehr, an die ich nichts destoweniger fortwährend dachte.

Plötzlich verbreitete sich eine große Neuigkeit: Harun der Corsar war wieder erschienen, aber diesmal so bestimmt, daß man sich geradezu lächerlich machte, nicht daran zu glauben, und damit Nichts daran fehle, hatte er sogar eine ganze Bande in der Hölle geschwärzter Teufel bei sich, die sich alle schon darauf freuten, die friedlichen Monacenser recht weidlich abzuquälen. Man hatte die Gespensterbande wirklich und leibhaft gesehen, mehr wie hundert Zeugen bestätigten es; die Schreckensschreie der armen Leute drangen bis zu unseren Ohren. Gegen solche Höllenmacht konnte freilich unser halbes Dutzend pappene Soldaten nichts ausrichten.

Man weiß bereits, daß ich von meinem Vater eine gute Portion Dreistigkeit geerbt habe; dieses Abenteuer reizte mich ungemein, und ich beschloß, mir die Sache selbst und in der Nähe zu besehen, ob diese Erscheinungen Fleisch und Bein hätten, oder wirklich der Geisterwelt angehörten. Herr von Monaco fand das Unternehmen ein wenig sehr gewagt und versuchte es, mich davon abzubringen, aber man kann sich denken, mit welchem Erfolg. Das Einzige, was er durch vieles Bitten erlangte, war, daß ich den Beginn des Herbstes zur Ausführung meines Vorsatzes abwarte, was mir selbst der großen Hitze wegen nur ganz angenehm war. Festlichkeiten sollten nun keine stattfinden, wegen des kürzlich erst erfolgten Todes unseres Großvaters, aber ich sollte nach Gefallen in meinen Staaten umherreisen, und wenn ich etwa auf die Feinde mei-

ner Unterthanen stieß, nun um so besser, denn als Landesmutter lag es mir ja ob, über ihr Wohl zu wachen und mich persönlich von jeder ihnen drohenden Gefahr zu überzeugen. Gewaffnet mit diesen Argumenten, aber mit sehr wenig zahlreichem Gefolge, brach ich endlich auf.

Sechstes Kapitel.

Herr von Monaco sah mich mit ziemlich mürrischer Miene abreisen; dieser Amazonenzug wollte ihm durchaus nicht gefallen. Er wußte aber schon, daß ich mich sehr wenig um sein Wohlgefallen oder Mißfallen kümmerte.

Denken Sie an unseren Sohn, Madame," sprach er, als er mir die Hand zum Einsteigen reichte; „setzen Sie sich nicht der Gefahr aus, in die Abgründe zu stürzen, oder in die Hände dieser räuberischen Gespenster zu fallen. Ich erwarte Sie morgen Abend wieder zurück."

Unser Fürstenthum ist, trotz seiner Souverainetät, kaum größer, als Bidache; in zwölf Stunden kann man zwei Mal um dasselbe herumfahren; demgemäß ging ich nicht sehr weit. Wir nahmen zuvörderst unseren Weg nach Roccabruna, was ein kleines, aber sehr romantisch gelegenes Dorf ist. Wenn ich sage gelegenes, so sollte ich eigentlich sagen, geklebtes, denn es klebt in der That am

Gipfel eines so hohen und so steilen Felsens, daß man, oben angelangt, nicht mehr athmen kann. Die Leute behaupten, daß es einst von dem Berge, auf dem es ehedem lag, herabgestürzt und an der Stelle, wo es sich jetzt befindet, vom Gestrüpp aufgehalten worden. Man ermangelte nicht, mir als Wahrzeichen des Ortes ein prachtvolles Bouquet von Pfriemenkraut zu überreichen, das ich mit möglichster Huld und Freundlichkeit annahm und durch die Begnadigung eines verurtheilten Spitzbuben bezahlte. Die mit Kieselsteinen gepflasterten Straßen sind eng und steil, höchstens für diese Gebirgsbewohner und Ziegen gangbar; in das Innere der Häuser gelangt man über Treppen, auf denen man sich den Hals brechen könnte; das alte Schloß droht in Trümmer zu fallen, doch muß es in früheren Zeiten recht schön und stattlich gewesen sein.

Von hier aus überblickt man vier romantische Thäler; Castagni, eben das Ziel meiner Wanderung, war das wildeste und entlegenste davon. Und doch war es eigentlich nur der Vorhof des eigentlichen Seeräubernestes. Dieses nennt man das Thal von Cabralos, oder auch Cabruari. Wilde Sturzbäche brausen durch diese, von den Bergen von Sanct-Agnes überragten finsteren Schluchten; es sind starre, kahle, himmelansteigende Felszacken, auf deren höchsten Gipfel man die Wartthürme einer alten Burg gewahrt.

Diese Burg ist das Schloß Haruns, des vormaligen Seeräuberkönigs und jetzigen Gespenstes. Als ich die Zinnen zuerst gewahrte, fing mein Herz plötzlich an, heftig zu klopfen, aber ich wußte in der That nicht weshalb. Es

war nicht die Furcht, und zuverlässig noch viel weniger die Liebe, denn Liebe zu einem Geiste ohne Körper ist durchaus nicht meine Leidenschaft. Es war ein eigenthümliches, mir ganz fremdes Gefühl, dessen ich nicht Herrin werden konnte, und das mir gleichwohl nicht mißbehagte.

Bevor ich weiter fortfahre, ist es Zeit, die Geschichte Haruns zu erzählen, und weshalb die armen Narren von Monacensern sich so gewaltig vor ihm fürchteten. Ich gebe hier wieder, was mir der alte Mönch mitgetheilt hat, aber um drei Viertel verkürzt, denn sonst wäre es um vor Langeweile zu sterben.

Harun war ein Afrikaner, ein Maure, ein Ketzer, jung, schön, und tapfer über alle Maßen. Er war ein Fürst in seinem Vaterlande und hatte auf den Gräbern seiner Ahnen den Christen ewigen Haß geschworen, besonders den Christinnen, die er rings von allen Küsten des mittelländischen Meeres raubte und in seinen Harem schleppte. Späterhin ward er Corsar, strich durch alle Meere, raubte, plünderte, mordete und schleppte unermeßliche Schätze auf sein Felsenschloß heim, das damals noch nicht Cabruari, sondern ein anderes, mehr nach der Türkei hin gelegenes Schloß war. Ueberall in der Provence, in Italien, Spanien, verbreitete sein bloßer Name Furcht und Schrecken; die Fischer zündeten Feuer an der Küste an und gaben sich von Gipfel zu Gipfel Zeichen, sobald sie das verderbenbringende dreieckige Segel des Piraten am fernen Horizonte gewahrten.

Noch gefürchteter als er, war Sarah, seine angebliche Frau, ein Ausbund von Eifersucht und Gottlosigkeit; jede

junge und schöne Christin betrachtete sie als ihre persönliche Feindin; wenn sie in ihre Gewalt geriethen, ließ sie sie erst auspeitschen und dann ins Meer werfen. Meiner Ansicht nach wäre es wenigstens höflicher gewesen, wenn sie mit Letzterem den Anfang gemacht hätte.

Eines Tages kaperte Harun ein französisches Schiff, das nach Spanien segelte. Die Reisenden, Handelsleute, vertheidigten sich bis auf den letzten Blutstropfen (jetzt würde das wohl nicht mehr geschehen); man brachte alle um, bis auf ein einziges, sehr junges Mädchen von wunderbarer Schönheit, die Tochter des Schiffseigenthümers; sie sah ihren Vater und ihre Brüder unter den Streichen der Seeräuber fallen, sah sich an ihren Bord geschleppt, aber Nichts vermochte ihren Muth und ihren Stolz zu beugen. Harun erblickte sie und ward von ihrer Blässe und der in ihren Zügen ausgeprägten christlichen Ergebung mächtig ergriffen; er fand sie so schön, daß er zum ersten Male der Stimme des Mitleids in seinem Herzen Gehör gab. Sie war auch in der That schön, diese Anna, und ihre Seele war noch viel schöner, wie ihr Körper.

Aber trotz aller Frömmigkeit und christlichen Entschlossenheit überwand Schmerz und Trauer doch am Ende ihren Muth, und sie ward krank; der Corsar befahl, daß man sie so sorgfältig pflegen sollte, wie ihn selbst, und von diesem Augenblicke an ging eine gänzliche Umwandlung in und um ihm vor. Er ward nachdenkend, schweigsam, niedergeschlagen; das Gewühl des Kampfes, das Blutvergießen hatte keinen Reiz mehr für ihn, Nichts vermochte ihn mehr aufzuregen, er wollte nur Ruhe und ließ sich träge

von den Wellen schaukeln. Sarah errieth augenblicklich, was in Harun vorging; unfähig sich zu verstellen, spie sie einen Strom von Verwünschungen gegen ihre Nebenbuhlerin aus und verließ ihren Mann mit den Worten:

„Du liebst Anna, sie muß sterben!"

Harun kannte seine schreckliche Ehehälfte, stürzt ihr auf dem Fuße nach und tritt fast zugleich mit ihr in die Cabine der schönen Christin, die er bereits von zwei Sklaven gebunden fand, um sie ins Meer zu werfen. Das aber war keineswegs Haruns Meinung und das Blättchen wandte sich auf schreckhafte Weise; jeder der Sklaven ward durch einen Schwertstreich ins Paradies, oder nach Befinden in die Hölle befördert, hierauf ward Madame Sarah ergriffen, gebunden, durchgepeitscht und endlich in Gegenwart der sämmtlichen Schiffsmannschaft, die man zu dieser feierlichen Handlung zusammengerufen hatte, ins Meer geworfen.

Das Seeräuberschiff befand sich damals gerade den Bergen von Sanct-Agnes gegenüber, deren höchste Gipfel Haruns Blicke auf sich zogen und ihm, ihrer Wildheit wegen, ungemein gefielen. Er warf Anker aus, ging mit seinen Leuten, seinen Schätzen und seiner Gefangenen ans Land, eroberte es, nistete sich in dem Berge ein und unterwarf weit und breit umher Alles seinem Willen — mit Ausnahme von Annas Herzen jedoch, gerade seinem kostbarsten Kleinode. Vergebens bot er alle erdenklichen Mittel und Verführungskünste auf, sie widerstand heldenmüthig; er wollte sie zur Muselmännin machen, und sie wollte ihn

zum Christenthume bekehren; wie man also sieht, waren sie weit davon entfernt sich zu verstehen. Nichtsdestoweniger einigten sie sich schließlich, denn sie liebten sich Beide, und der am meisten liebte, gab dem Anderen nach.

Harun verfügte sich zu seiner Geliebten, die unaufhörlich betete und weinte, und kündigte ihr an, daß er um ihretwillen entschlossen sei, Allem außer ihr zu entsagen, den Gräbern seiner Ahnen, seinem Vaterlande, ja sogar dem Kriege, der bisher sein zweites Leben gewesen sei; daß er sich im christlichen Glauben unterrichten lassen und mit ihr in der Provence wohnen wolle, wenn sie zum Preise alles dessen die Seine werden wolle.

„Zur Belohnung solcher Handlungsweise, Harun,“ sprach sie, „will ich die Deine sein.“

Sie reisten noch in derselben Nacht mit einigen vertrauten Dienern und vermuthlich auch einigen Kisten voll Zechinen und Edelsteinen, deren Eigenthumsrecht wohl nicht so ganz mit gutem Gewissen behauptet werden konnte, ab; aber auf dergleichen Kleinigkeiten achtete man damals nicht so genau. Das Ziel der Reise ward sorgfältig geheim gehalten, seine bisherigen Waffengenossen speiste Harun mit der Prophezeihung ihres bevorstehenden Unterganges ab, und erbat sich als Lohn dafür Nichts als das Versprechen, ihn nicht auf dem Lebenspfade stören zu wollen, den Allah ihm fortan vorgezeichnet habe.

Die Bitten seiner Getreuen, Gewissensbisse und manche Erinnerung an frühere Zeiten versuchten zwar an seinem Entschlusse zu rütteln, aber die Liebe trug am Ende doch noch den Sieg über alles Andere davon, er kehrte seiner

Burg den Rücken zu, und die Liebenden langten glücklich in Marseille an.

Sie verfügten sich alsobald nach der Abtei des heiligen Victor, stiegen in die Catacomben hinab, wo die Gebeine der Märtyrer aufbewahrt werden, und woselbst eben das heilige Meßopfer gefeiert ward. Anna betete mit aller Inbrunst zu Gott und bald betete der liebende Muselmann mit ihr, denn im Herzen war er ja bereits ein Christ; es fehlte Nichts weiter, als die Vollziehung der Taufe. Anna führte ihren Geliebten zum Bischof, bei welchem in diesem Augenblicke eben eine Versammlung aller Barone der Nachbarschaft stattfand, um unter Anführung Wilhelms, Grafen von Marseille, einen Kriegszug gegen den kühnen Seeräuber zu unternehmen.

Die Worte Annas:

„Harun ist hier und ist Christ!"

fielen wie ein Donnerstreich mitten in die Versammlung; alle Barone erbebten und jeder legte die Hand an das Schwert. Als aber Anna das Wunder der Bekehrung verkündete, da erhob sich ein Ausruf der Bewunderung und des Enthusiasmus zum Himmel. Der ehrwürdige Prälat rief den Segen Gottes auf die fromme Bekehrerin herab, und unter vielen glänzenden Ceremonien empfing der Sarazene am Altare das heilige Taufwasser und die Hand der provençalischen Jungfrau.

Ohne Zweifel aber erachtete der Himmel das Vergangene hierdurch noch nicht für völlig gesühnt, denn trotz seinem Glücke bemächtigte sich von diesem Augenblicke an eine tiefe Traurigkeit des Neubekehrten. Er hatte furchtbare

Visionen, seine erste Frau erschien ihm jede Nacht und bedrohte ihn mit baldigem Tode und der Strafe des Himmels bis ans Ende aller Zeiten. Der sonst so stattliche Held welkte zusehends hin und starb wenige Monate darauf. Anna beschloß ihre Tage in einer, unterhalb des von Harun erbauten Castells gelegenen Einsiedlerhütte, und hinterließ nach ihrem Tode weit und breit umher den Ruf einer Heiligen, die Gott zu sich berufen, nachdem er sie der Erde lange genug gelassen hatte.

Die Landesbewohner wollen behaupten, in der Nacht seines Todes sei Haruns Geist seinen ehemaligen, bei einem Gelage zu Cabruari vereinten Waffengenossen erschienen. Er theilte ihnen seine Bekehrung mit und verkündete ihnen, daß er zur Buße seiner früheren Missethaten verurtheilt sei, in dieser Gegend als Geist umherzuwandeln, aller hundert Jahre den Menschen zu erscheinen und nicht eher die Vergebung des Ewigen zu erlangen, als bis er noch zwanzig Jahrhunderte in der Gewalt des Teufels geschmachtet habe.

Ob und was an dem allen Wahres sei, weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß das Thal von Cabralos, nach der Behauptung der Landesbewohner, jetzt mehr wie je von Harun heimgesucht werden sollte, und daß ich daher um so fester entschlossen war ihn aufzusuchen, wenn es denn durchaus kein anderes Mittel gab, um mich von seiner Existenz zu überzeugen.

Von der Grotte und der Kapelle Annas ist Nichts mehr übrig geblieben; nur von Haruns Veste stehen noch die Ruinen. Wir stiegen hinan, oder vielmehr ich stieg hinan, mit meinem Stallmeister, aber nicht Pomarest, den ich

aus Gründen dem Fürsten überlassen hatte, sondern einem Italiener, dem Cavaliere Carmenti, dann meinen Zwerg, der mich niemals verließ und mehr Muth besaß, als mancher Riese, endlich noch zwei Laquayen, die ich aus Bidache mitgenommen hatte, ächte Pyrenäensöhne, die allenfalls auf meinen Befehl den König selbst umgebracht haben würden. Der Rest meines Gefolges blieb unten, worüber ich gar nicht böse war.

Kaum hatte ich den Fuß auf die Platform gesetzt, als ich hinter mir im Gestrüpp jemand kommen hörte.

Siebentes Kapitel.

Ich blieb stehen und wir Alle horchten. Es ging Jemand, und zwar ohne alle Vorsicht, Nichts war gewisser. Der Stallmeister wollte mir zureden den Ort zu verlassen; allein ich lachte ihn aus und frug ihn, ob er mich für ein Hasenherz halte.

„Ich bin hierher gekommen um zu sehen," fuhr ich fort, „und werde daher bleiben und es abwarten. Geht Alle und zerstreut euch in dem Gemäuer, zwischen den Felsen, sucht, forschet, lauschet; ihr habt ja Waffen und braucht euch also nicht zu fürchten. Auf das erste Geräusch würden uns übrigens die unten Gebliebenen zu Hülfe eilen. Was mich betrifft, so will ich hier mit meinem tapferen Zwerg allein zurückbleiben; er wird genügen, um mich zu vertheidigen. Vielleicht werden uns die Geister hier besuchen. Harun liebte mein Geschlecht, und wenn er Lust hat mich zu sehen, so mag er kommen; ich erwarte ihn."

Man versuchte zwar nochmals, mir meinen Vorsatz auszureden, allein ich setzte mich entschlossen auf ein umgestürztes Stück Säule und befahl durch einen ernsten Wink, mir unverzüglich zu gehorchen.

So blieb ich denn allein mit meinem armen Zwerg, dessen dünne schnarrende Stimme mir vorkam, wie eine Kirchenklapper in der Charwoche; ich befahl ihm, den Mund zu halten. Er gehorchte zwar, aber weinte dabei, als ob er Schläge bekommen hätte. Ich warf ihm ein Geldstück zu, um ihn zu beruhigen. Ich hatte den kleinen Mann nach einem Gemälde Paul Veronese's kleiden lassen, das sich in unserer Galerie befand; sein Costüm war streng nach der Mode jener Zeit und paßte ganz vortrefflich zu meinem Abenteuer. Er zog sein kleines Schwertchen und stiefelte als Schildwache vor mir auf und ab. Ich aber versank in Nachdenken; ich selbst kam mir höchst sonderbar vor, auf meinen Säulenstumpf dasitzend und in Gesellschaft eines Zwerges auf den Besuch des Teufels wartend. Ich hätte beinahe laut darüber gelacht, wäre meine Aufmerksamkeit nicht alsbald auf andere Weise in Anspruch genommen worden.

Gerade hinter mir hatte ich einen großen Strauch, so dicht, daß man durchaus nicht hindurch blicken konnte; nach einigen Minuten war es mir, als hörte ich etwas in den Zweigen rascheln, ich wendete mich rasch um, und glaubte ein feuriges Auge und ein keuchendes Athmen zu entdecken. Mein Schirmritter ging immer noch einige Schritte vor mir auf und ab. Ich horchte schärfer, man kam näher, man wand sich durch das Gesträuch; ich war

auf meinem Platze wie festgezaubert, und trotzdem mir meine Vernunft sagte, daß ich im Grunde thöricht handle, hegte ich doch durchaus keine Furcht. Dieser Anschein von Gefahr gefiel mir sogar ungemein. Nur konnte ich nicht mehr hinter mich blicken, und keine Macht der Erde hätte mich vermocht, auch nur die mindeste Bewegung zu machen. Jeden Augenblick erwartete ich das Blinken eines Dolches oder irgend eine fürchterliche Fratze erscheinen zu sehen.

Plötzlich höre ich dicht an meinem Ohre ganz leise, leise flüstern, und eine sanfte melodische Stimme sprach:

„Ich bin's."

„Wer?" frug ich, ohne den Kopf zu wenden.

Im ersten Augenblick dachte ich an Peguilhin, dann an Philipp; aber sogleich fiel mir auch die Unmöglichkeit ein.

„Rathen Sie!" erwiederte die Stimme.

„Wie sollte ich rathen? Sollten Sie vielleicht Meister Harun in eigener Person sein? Ich kenne Sie nicht."

„Sie kennen mich."

Die Neugierde war allmählig an die Stelle jenes unwillkührlichen Gefühles getreten, welches vielleicht das alberne Geschwätz meiner Vasallen in mir erweckt hatte. Ich wendete entschlossen den Kopf zurück und — sah in Biaritz's Angesicht. Ich hätte es wohl errathen sollen. Wer außer ihm konnte auf den Einfall gerathen, die Rolle jenes gespenstischen Seeräubers zu spielen? Ich war zugleich betroffen, verlegen und erfreut.

Es war ein wirkliches Gemälde; er, halb versteckt

unter den Zweigen, aus seinen schwarzen Augen, wie es deren kein zweites Paar auf der Welt giebt, mit Ausnahme der der Herzogin von Mazarin, glühende Blicke schießend; ich, eben so erfreut wie verlegen, die Augen niederschlagend wie ein kleines Mädchen vor dem Gitter seines Klosters, und einige Schritte vor mir der tapfere Zwerg in seiner mittelalterlichen Tracht, mit gezücktem Schwerte, fest entschlossen, jeden übelwollenden Sterblichen oder Geist damit zu spalten, aber mit unaussprechlich dummen Ausdruck beim Anblick meines guten Einvernehmens mit dem furchtbaren Gespenste. Ich habe seitdem oft im Stillen darüber gelacht.

Meine Einbildungskraft legte in wenigen Secunden einen weiten Weg zurück; ich errieth Alles. Um meinetwillen hatte er sich mit den Zigeunern verbündet, um meinetwillen war er hier; es war ein Streich in der Manier seiner Vorfahren, jener tapferen Wilden. Er wollte mich sehen — vielleicht aber auch entführen, und dies Letztere war freilich nicht so ganz meine Rechnung. Ich fing an mir in meiner Stellung als regierende Fürstin zu gefallen, und hatte nicht die mindeste Lust, sie gegen einen Liebesroman in einer ärmlichen Schäferhütte zu vertauschen, und sollte der große Harun in eigener Person mich zu solch einer Partie einladen.

Er benutzte mein Schweigen, um noch näher zu rücken und befand sich bald knieend dicht an meiner Schulter. Ich fühlte so zu sagen das Feuer seiner Blicke auf meinen Wangen brennen; der Wind vereinte seine Locken mit den

meinen und sie spielten auf meiner entblößten Schulter, von der die Mantille herabgefallen war.

„Sie sind es! Sie sind es!“ weiter konnte er Nichts hervorbringen und wiederholte es wohl zwanzig Mal wie trunken vor Entzücken, unbekümmert ob man ihn entdecke und als ob wir die beiden einzigen Menschen auf der weiten Welt wären.

Obschon ebenfalls sehr ergriffen, war ich doch noch ein wenig mehr Herrin meiner selbst und versuchte es, einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Aber wie geht es nur zu, mein Herr,“ hob ich endlich an, „daß Sie so verlarvt im Lande umherziehen und sich zum Schrecken kleiner Kinder und der Dummköpfe machen?“

Er würdigte mich keiner Antwort; ich hatte ihn verletzt.

„Meine Leute suchen hier Alles aus; man wird Sie finden, und was werden Sie dann sagen?“

„Nichts, was Ihrer Ehre zu nahe tritt, Madame,“ flüsterte er heftig, „eher sterbe ich!“

„Gott soll mich davor behüten, Ihren Tod zu wollen. Aber meine Leute werden im Augenblicke hier sein, und dann —“

Ich hatte noch nicht ausgeredet, als ich den Cavaliere Carmenti am Ende eines Ganges erscheinen sah, und im Moment hatte ich auch wieder meine ganze Geistesgegenwart erlangt. Ich gab Biaritz einen Wink, aufzustehen, rief meinen Stallmeister und den Zwerg herbei, und sprach lachend, indem ich ihnen den Fremden zeigte:

„Dieser Herr hier befindet sich ebenfalls auf der Geisterjagd, und hat schon seit vierundzwanzig Stunden alle Schlupfwinkel des Berges durchforscht, ohne das Mindeste von ihnen zu entdecken; es müssen also wohl unsichtbare Geister sein, oder die Bauern nicht recht gesehen haben.“

Carmenti verbeugte sich ehrerbietig, denn Niemand in Monaco wagte es, mir zu widersprechen. Meine beiden baskischen Laquahen machten mir etwas mehr Sorge wie er; sie mußten ihren Landsmann unfehlbar erkennen, und ich hatte eben nicht Lust, sie mit in das Geheimniß zu ziehen. Die Sache ward schwierig, ich mußte ihn fortschicken; gewiß, es gehörte eine tigerartige Tugend dazu, um einen so schönen Liebeshandel ohne Weiteres vor die Thür zu setzen. Es wäre Jammerschade gewesen!

Ich habe nie jemand belügen gelernt, und am allerwenigsten mich selbst, und ich verspürte ungemeine Lust, daß Biaritz da bleiben möge. Wenn ein Weib meiner Art zwischen der Gefahr und der Befriedigung eines Wunsches zu wählen hat, zögert es nie. Zudem, warum war Herr von Monaco so unausstehlich langweilig? Ich habe gesagt, daß ich freimüthig sein werde, und ich bin es. Ich kann meinen Charakter nicht verleugnen, dessen Regungen ich mich stets fast ohne Kampf hingegeben habe. Giebt es ja doch viele Männer meiner Art in meiner Familie, und ich gleiche bei Weitem mehr dem Marschall, als meiner frommen Mutter. Ich besitze seinen Muth, seine Offenherzigkeit, und alles was daraus folgt. Ist das meine Schuld?

Inzwischen hatte ich keine Zeit zu verlieren, denn meine beiden Schelme mußten jeden Augenblick erscheinen.

Es fuhr mir durch den Kopf wie ein Blitzstrahl, daß er mich schon wieder zu finden wissen werde, wenn ich ihm nur ein klein wenig den Weg andeutete. Indem ich ihm jene italienische Pantomime machte, die so graziös ist und so viel ausdrückt, sagte ich:

„Mein Herr, es war mir sehr angenehm, mit Ihnen zu plaudern und aus Ihrem Munde zu erfahren, wie albern dieses ganze Geschwätz von der Erscheinung dieses gefürchteten Harun ist. Es beruhigt mich um meiner Unterthanen willen. Ich kehre nach Monaco zurück, und was mich betrifft, so werde ich fortan nur an die Existenz des schönen Seeräubers glauben, wenn ich ihn mit eigenen Augen in meinem Palais gesehen haben werde. Leben Sie wohl. — Man rufe mir meine Bearner herbei; sie werden ohne Zweifel sehr froh gewesen sein, hier in den Bergen umherzustreifen, denn das erinnert sie an Bidache und die Jahre ihrer Kindheit. Auch ich habe sie noch nicht vergessen."

Ich wußte, daß ich in Gegenwart eines Mannes sprach, dem jedes meiner Worte wie ein Pfeil ins Herz drang; ich hatte also nicht nöthig, noch etwas Weiteres hinzuzufügen; er verstand mich vollkommen. Im Augenblicke, als ich die Ruinen verließ, war er bereits im Gesträuch verschwunden, so daß meine beiden Laquayen, als sie sich bei mir einstellten, Nichts von ihm mehr sahen.

„Madame," riefen sie Beide zugleich, um mir ihren Eifer zu beweisen, „es sind Gitanos, wir haben sie augenblicklich erkannt; aber von Gespenstern war nicht mehr zu sehen, als in unseren Schuhen. Wenn Ew. Hoheit

einige Mann von der Miliz hierherschicken wollen, so werden diese bald mit ihnen fertig werden."

Wir stiegen zu den Anderen hinab und kehrten nach Roquebruna zurück, wo ich meinen Wagen wiederfand und die Straße nach Monaco einschlug. Ich versank in träumerische Erinnerungen an meine Kindheit, an meine Jugendjahre, an die Zeit, wo ich Biaritz kennen gelernt hatte, die mir jetzt so fern, und doch im Geiste noch so gegenwärtig war. Um wie viel glücklicher war ich damals gewesen! Wie lebhaft erinnerte mich dieses seltsame und doch so schöne Antlitz an die frohen Tage und Stunden, die ich harmlos und ruhig im Schlosse meiner Väter verlebt hatte!

Spät am Abend erst langte ich wieder in meiner Residenz an; die Leute standen an ihren Hausthüren und bezeugten laut ihre Freude, mich wohlbehalten wieder zu sehen; allein, ich war so in meine Gedanken versunken, daß ich ihre Zurufe nur mit halbem Ohre hörte.

Als der Wagen in den Ehrenhof einfuhr, gewahrte ich einen Schwarm meiner Hofherren, die mit Fackeln herbeieilten, und Herrn von Monaco am Fenster, an der Seite einer Dame. Ohne sie wiederzuerkennen, denn ihr Kopfzeug verhüllte fast das ganze Gesicht, errieth ich doch an ihrer ganzen Haltung, daß sie nichts Gewöhnliches war. Ich stieg schnell aus, begierig, zu erfahren, wer es sei, und sie kam mir schon an der Hand des Fürsten entgegen. Ich hörte sie schon von fern unter dem Spitzenschleier lachen, den eine Hand, der in Frankreich nur die

der Königin-Mutter gleich kommt, halb lüftete, und eine heitere Stimme rief mir zu: „Rathen Sie!"

Es war eine Person, deren ich gewöhnlich höchst selten gedachte, an die mich aber sonderbarer Weise gerade an dem Tage Biaritzs Augen lebhaft erinnert hatten; Hortensia Mancini, Herzogin von Mazarin, die ihrem Manne entlaufen war und als ächte Abenteurerin zu ihrer Schwester, der Frau Connetable, nach Rom flüchtete. Sie war entzückt über ihren Geniestreich und begann von da an jenes Leben voller Abenteuer und Romanscenen, dem sie eine Art von Berühmtheit verdankt.

Ich hatte keine Ahnung davon, was sie in den Falten ihres Kleides meinem Gemahl mitbrachte, so wie der Albernheiten, zu denen die Bewunderung dieser fahrenden Prinzessin Herrn von Monaco noch verleiten würde. Alles, was ich wußte, war, daß sie mich an Schönheit übertraf, und daß ich mir nicht sonderlich viel aus ihrem Besuche machte.

Achtes Kapitel.

Ich muß hier einige Worte über diese Person sagen. Wie bekannt, war sie, als die Erbin ihres theuren Oheims, an einen gewissen Laporte de la Meilleraie verheirathet worden, unter der Bedingung, daß dieser Namen und Wappen des **illustrissimo faquino** annehme, und es hatte eines Marschalls de Laporte bedurft, um nach dem Tode des Cardinals die Hand dieser Dame zu acceptiren, ohne sich ein Hinterthürchen offen zu halten.

Der neue Mazarin war ein Narr und ein Einfaltspinsel dazu; es wäre an der Hälfte schon genug gewesen. Man muß gestehen, seine Frau war schön, geistreich, liebenswürdig — wenn sie wollte —, aber zugleich auch so verrückt, wie nur jemals ein Geschöpf unseres lieben Herrgottes. Wenn ich sage, sie war, so soll das heißen, sie ist. Sie leben Beide noch, eines dem andern zum Trotz, sind Beide noch, was sie waren, und werden es aller

Wahrscheinlichkeit nach bleiben, so lange die Erde sie tragen wird. Ich betrachte mich bereits als todt, für mich ist Alles so vollkommen vorbei, daß ich alle Anderen auf gleiche Stufe mit mir stelle. Je mehr wir uns dem Grabe nähern, je mehr werden wir uns unsere eigene Welt bilden und finden ihr Abbild in uns wieder.

Sie hatte absichtlich einen Umweg gemacht, um uns zu besuchen und reiste wie eine ächte Abenteurerin, oder Romanheldin, ganz allein mit einem Pagen und einer Kammerzofe. Dieser Page war schön wie ein Liebesgott und der Sohn des Herzogs von Beaufort mit jener Poissarde, — deren man sich wohl noch von meinen Erlebnissen zur Zeit der Fronde entsinnen wird, — jetzt Chevalier de Pezou, ein liebenswürdiger Knabe, der mir oft seine freien Stunden opfert, um an meinem Schmerzenslager die Zeit mit mir zu verplaudern, obgleich er jetzt durchaus kein Knabe mehr ist. Madame Mazarin hatte ihn, so zu sagen, als Wickelkind zu sich genommen und aufgefüttert. Er war ihr ein Spielzeug und sie nannte ihn nur stets ihren kleinen la fronde. Schon in jenem Alter bewies er ein außerordentliches Genie für Schelmenstreiche, Intriguen und Abenteuer aller Art; er hatte die Verkleidung und die Flucht seiner Gebieterin ganz allein geleitet, und sich dabei so klug benommen, als ob er dergleichen Streiche schon seit dreißig Jahren am Hofe getrieben hätte. Madame de Mazarin stellte ihn uns vor und ich beneidete sie um seinen Besitz; es war in der That ein allerliebster Page, und mit Vergnügen hätte ich ihn gegen ein volles Dutzend der meinigen eingetauscht.

Herr von Monaco schlug schon vom ersten Tage an wie ein Pfau das Rad um sie. Man mußte es sehen, wie diensteifrig er war; Nichts erschien ihm gut, Nichts schön, Nichts präsentabel genug für die vagabundirende Herzogin; man hätte meinen mögen, er sei ein lumpiger Pachter, den der Herr Obersteuereinnehmer, oder der Pfarrer seines Sprengels mit einem Besuche beehrt.

Ich zuckte nur mitleidig die Achseln darüber und hätte ihn gern Mancini genannt, um ihn an dessen Abstand mit meinem Herrn Vater zu erinnern. Sie benahm sich übrigens ganz allerliebst, war voller scherzhafter Artigkeiten und lachte über meinen Gemahl und über sich selbst. Sie erzählte uns ihre Flucht mit dem Pagen und der Kammerzofe auf so komische Weise, daß man vor Lachen hätte sterben mögen; wie Herr von Mazarin vierundzwanzig Stunden in freiwilligem Arrest geblieben war, um vom lieben Gotte Vergebung für die Sünde seiner Frau zu erflehen, die am Sonnabend noch vor Mitternacht beim Souper ein Hühnerknöchelchen abgenagt hatte. Alle ihre Manieren sind mehr oder weniger außergewöhnlich, doch immer angenehm, und es kommt ihr darin Niemand gleich, als allenfalls die Herzogin von Bouillon.

Ich war sehr ermüdet heimgekehrt, oder vielmehr, ich verlangte darnach allein zu sein, um ungestört über den verlebten Tag nachdenken zu können; die Herzogin hielt uns aber bis drei Uhr Morgens munter, um ihre Künste an meinem Gemahl zu versuchen, der wie ein Schwefelfaden Feuer fing. Die kleine Frau erschien mir wie ein leibhafter Irrwisch; sie selbst mußte todtmüde sein, denn seit

Paris hatte sie, glaube ich, nicht geschlafen, war zu Pferd über Berge und Felder gerast, auf elenden Kähnen im Sturme über Flüsse und Ströme gesetzt, und noch dazu mit Fährleuten, die große Lust bezeigt hatten, sich mit ihr in Liebeshändel einzulassen; aber sie lachte nur darüber und erzählte uns Alles das auf unbeschreiblich komische Weise. Ihre Schwestern, besonders Olympia, liebte sie keineswegs sonderlich und beehrte sie mit allerhand Spott- und Schimpfnamen, die zu allen möglichen Schlechtigkeiten fähig wären. Wahr ist es, daß Olympia bei Madames Tode nicht so ganz rein gewaschen hervorging, wie man später sehen wird. Ueber ihren verstorbenen Oheim wußte sie Bände voll Anekdoten, und verschwor sich bei ihrem Leben und Sterben, daß er mit der Königin-Mutter verheirathet gewesen sei.

„Je nun, Madame," bemerkte Herr von Monaco bei der Gelegenheit in seiner Herzenseinfalt, „ich glaube, daß alle Beide da einen sehr schlechten Handel gemacht haben."

Von diesem Tage und diesem Besuche an, der fünf bis sechs Tage währte, ward Herr von Monaco der Sklave dieser Frau, that alles mögliche, um ihr zu gefallen und mich zur Verzweiflung zu bringen; es schien fortan der einzige Zweck seines Lebens, den er jedoch, wenigstens in Bezug auf mich, nicht erreichte. Man versichert, daß er sich jetzt einzig mit dem Wohle seiner Unterthanen beschäftigt und sich bemüht, sie gut zu regieren; das kann wohl möglich sein, seitdem ich nicht mehr dort bin. Als die Herzogin abreiste, wollte er sie durchaus bis nach Rom

begleiten, sie selbst den Händen der Frau Connetable übergeben und sie nicht verlassen, bis sie in Sicherheit sei. Ich hatte nicht das Geringste dagegen; ich habe meinem Gemahl stets alle seine Launen und Albernheiten gestattet, sobald sie nur mich nicht genirten und mir die Freiheit gewährten, ebenfalls nach meinem Willen zu leben.

Von Harun hatte ich weiter Nichts mehr sprechen hören, niemand hatte ihn wieder gesehen; es war, als ob meine Gegenwart ihn verscheucht hätte, wie die Gevatterinnen versicherten; das Land war wieder ruhig geworden, Alles ging wieder seinen gewöhnten Gang; man bekümmerte sich nur um Oliven und Orangen, um uns, um Liebeshändel, und von Gespenstern war weiter gar nicht mehr die Rede. Mir war das natürlich sehr angenehm. Ich war allein zu Haus geblieben und erwartete ihn mit Bestimmtheit, trotz der mir von Herrn von Monaco bestellten Leibwächter; ich war fest überzeugt, daß er sich von Nichts in der Welt würde zurückhalten lassen.

Jeden Abend entließ ich meinen Hofstaat noch sehr früh, um mich auf eine Terrasse mitten unter Orangen zu setzen, von wo aus ich das Meer erblicken konnte, von süßen Düften umweht, den gestirnten Himmel über mir; eine Musik, die ich mir hielt und die die vierundzwanzig Violinen und selbst den kleinen Baptiste weit hinter sich ließ, wiegte mich in angenehme Träumereien. Die Musikanten hielten sich in gehöriger Entfernung und spielten allerhand Arietten und Lieder, welche das Echo wiederholte. Es war dies mindestens ein unschuldiges Vergnügen, zumal ich es allein genoß. Es giebt übrigens in Monaco keinen

Winter, die Nächte sind fast das ganze Jahr über wundervoll, und ich glaube, daß es hier niemals regnet. Ich möchte wohl die Pariser hier sehen; es würde ihnen gewiß sehr gefallen.

Eine volle Woche schon war ich allein und unumschränkte Gebieterin; meine Macht und meine Umgebung verursachte mir aber nur Langeweile. Wenn man an Saint-Germain und Fontainebleau gewöhnt ist, dann freilich erscheint Monaco sehr klein, selbst wenn man regierende Fürstin ist. Diese Leute hier sind nicht viel besser, als Maulwürfe; sie wissen wenig oder gar Nichts von dem, was zur Annehmlichkeit unseres Lebens gehört, und die allerfeinsten Manieren meiner Hofelegants schmecken noch nach der Mode Ludwigs XIII.

Um nur einige Unterhaltung zu haben, belustigte ich mich damit, eine Menge Papier mit Plänen und Rissen zu einer Kirche verderben zu lassen, die ich erbauen wollte, um meinen Namen durch ein ansehnliches Monument zu verewigen. Es ist schade, daß mir nur eine so kleine Krone vom Himmel beschieden worden ist; ich glaube, ich würde in dieser Hinsicht viel gethan haben, denn ich bin sehr ehrgeizig.

Die Briefe, welche ich aus Frankreich erhielt, unterrichteten mich von Allem, was dort vorfiel; man vermißte mich sehr am Hofe, wenigstens erzeigte man mir die Ehre, es mich zu versichern. Madame und mein Herr Bruder setzten ihren unvorsichtigen Liebeshandel in alter Weise fort, und foppten Monsieur, den König und die La-Valliere, was das Allerschlimmste war, denn das hieß den

König zweimal foppen — ein sehr gefährliches Spiel. Man wird später auch noch sehen, was daraus folgte. Was Lauzun betraf, so hatte dieser mich schon ein wenig vergessen.

Eines Sonntags Abend hatte man eine jener lächerlichen Landesprozessionen abgehalten, ich weiß nicht mehr zu Ehren welches in Monaco besonders hochangesehenen Heiligen; ich war todtmüde von den anstrengenden Ceremonien und Repräsentationen den Tag über. Ich ließ verkündigen, daß ich am Abend niemand mehr empfangen würde und machte es mir, in Gesellschaft meiner kleinen Clelia, im Schlafrocke auf einem Ruhebette bequem.

Ich befand mich in der großen Ahnengalerie des Schlosses, dicht neben einem Zimmer, in welchem ein Lucian von Grimaldi, ein Agent des Prinzen, von seinem Neffen und Mündel Goria ermordet worden war, weil er sich geweigert hatte, dessen Vermögen herauszugeben, vielleicht auch ein klein Wenig, weil er selbst in jüngeren Jahren dessen älteren Bruder ermordet hatte, wie man behauptete. Dieser Mord hat in dem Hause Grimaldi eine gewisse feierliche Berühmtheit erlangt; das Zimmer wird noch jetzt als ein geheiligter Ort betrachtet, die Bildnisse des Mörders und seines Schlachtopfers werden noch darin aufbewahrt, das erstere mit einem schwarzen Schleier verhüllt, das letztere an dem Ehrenplatze zur Schau gestellt. Man kann sich, diesen stummen Zeugen der strafenden Gerechtigkeit gegenüber, eines heimlichen Schauders nicht erwehren.

Ich hatte meine Dienstfrauen und selbst Blondeau ent-

lassen; ich las, und die Nacht begann allmählig heranzudämmern; ein erquickender frischer Duft wehte zu mir aus den Gärten herauf. Das Ruhebett stand dicht unter einem offenen Fenster, so daß die Abendlüftchen hereindringen und coquett mit meinen Locken und den Spitzen meines Leibchens spielen konnten; ich fühlte, daß mich der Schlaf zu bewältigen begann, als ob jemand mein Ruhebett sanft schaukle.

Plötzlich ließ sich ein leises Geräusch von der Seite des Nordzimmers her vernehmen. Ich pflege, so zu sagen, mit den Augen zu horchen; aber meine Müdigkeit war so groß, daß ich nicht einmal im Stande war, die Augenlider aufzuschlagen.

Ein Weilchen blieb Alles ruhig, dann begann das Geräusch von neuem. Ich glaubte, es sei mein treuer Zwerg Lusky, der noch irgendwo auf den Terrassen umherlaufe, wie er es in der Gewohnheit hatte. Ich wendete mich mühsam nach jener Seite hin, und befahl ihm mit unwilliger Stimme, mich in Ruhe zu lassen und seinen Unfug anderwärts zu treiben. In der That blieb nun einige Secunden Alles still, dann aber ließ sich das Geräusch abermals vernehmen, und es war, als ob sich langsame Schritte näherten.

Es war jetzt so dunkel geworden, daß ich kaum noch die Gegenstände um mich her unterscheiden konnte. Ungeduldig und fast wüthend erhob ich mich gewaltsam auf einen Ellenbogen und frug im zornigen Tone, wer es wage mich zu stören?

Niemand antwortete.

Ich strenge alle meine Sehkraft an, um die Dunkelheit zu durchdringen, und erblicke unter der Thüre jenes Mordzimmers, hoch aufgerichtet, eine bleiche, blutige Gestalt, ähnlich dem Bilde Lucians.

Ich kann es nicht leugnen, mein Entsetzen war so groß, daß ich ohnmächtig aufs Ruhebett zurücksank.

Neuntes Kapitel.

Wie lange ich so ohne Besinnung geblieben bin, weiß ich nicht, ja ich weiß jetzt nicht einmal, ob das, was ich gesehen habe, Wirklichkeit war, oder ob mich meine Einbildungskraft nur geäfft hatte. Worauf ich mich besinne, ist nur, daß ich mich, als ich endlich die Augen wieder aufschlug, noch immer auf derselben Stelle und noch immer in dichter Dunkelheit befand, nur war ich nicht mehr allein; ein Mann kniete zu meinen Füßen und bemühete sich, meine erkalteten Hände mit seinen glühenden Küssen zu erwärmen. Ich begriff im ersten Augenblicke nicht, wer es sein könne, noch was das Ganze bedeuten solle; ich hatte kaum ein deutliches Bewußtsein meiner selbst.

Eine sanfte, wohlbekannte Stimme brachte mich erst wieder zu völliger Besinnung; es war Biaritz.

„Hören Sie mich! hören Sie mich an!" flüsterte er stürmisch. „Erholen Sie sich, befürchten Sie Nichts, aber

hören Sie mich; die Zeit drängt, man kann kommen und uns überraschen."

„Waren Sie vor wenigen Minuten dort an jener Thüre?" frug ich, noch immer ergriffen von der grauslichen Erscheinung.

„Nein," sagte er, „nein, ich war nicht dort; durch tausend Gefahren bin ich bis zu Ihnen hierhergedrungen, und finde Sie hier sterbend; vielleicht bin ich sogar die unglückliche Veranlassung, vielleicht hat mein Anblick Sie erschreckt — — Aber jetzt haben Sie sich wieder erholt, darum beschwöre ich Sie, hören Sie mich an; mein Leben oder mein Tod hängt davon ab."

Ich war noch nicht an eine solche Sprache gewöhnt; im Blick, im Tone, im ganzen Wesen dieses Mannes lag eine gewisse stolze Wildheit, etwas so Unterjochendes, (ich weiß nicht, ob dies Wort im Dictionnair enthalten ist, aber ich kann kein anderes finden,) das mich wider Willen fesselte, verzauberte. Ich richtete mich mühsam empor und hörte ihn geduldig an, wie er es verlangte.

„Ich liebe Sie, ich liebe Sie! — aber nicht so wie die Anderen Sie lieben, dort am Hofe und in der großen Welt, sondern wie nur ein Mann meines Namens, von meinem Stamm und Blute lieben kann. Ich liebe Sie so, daß ich Ihre ganze Existenz ausfüllen, daß ich Sie um jeden Preis besitzen will und muß"

Das schmeckte gar sehr nach Roland und die Tapfern der Tafelrunde, in ihren Anfällen von Raserei; ich konnte mich nicht enthalten zu lächeln und er bemerkte es.

„Lachen Sie ja nicht, denn es ist furchtbarer Ernst!

Ich will, Sie sollen die Meinige sein, sollen mich nie wieder verlassen, oder Sie todt zu meinen Füßen sehen!"

Kleinigkeit! Das war nicht mehr eine Eroberung, das war eine Besitzergreifung ohne alle Umstände, und nach Befinden sogar eine Vernichtung, und nur Barbaren konnten solche Manieren haben. Es lag zugleich etwas von Roncevaux und von den Herren Sarazenen in diesem Verlangen nach ausschließlichem Besitze, das keineswegs mit der Mode unserer Tage harmonirte und mir durchaus nicht zusagte.

„Nur noch ein Wort," fuhr er rasch fort, als er sah, daß ich im Begriff war zu antworten, bevor ich noch das Uebrige gehört hatte, „wenn Sie mir gewähren, um was ich Sie bitte, so werden Sie eine Königin sein, wie es die Geliebte Haruns war, dessen Namen ich mich bedient habe, um Ihnen nahen zu können. Wenn Sie es wollen, soll diese ganze Gegend, oder wenn Sie es vorziehen, unsere Pyrenäenberge mir angehören, oder auch die Küsten Afrika's, oder Corsica; wählen Sie! Meinem Willen ist Nichts unmöglich, von Ihnen geliebt, bin ich unüberwindlich, allmächtig!"

Der arme Biaritz hatte sich an die falsche Adresse gewendet. Hätte er Alles dies der Herzogin von Mazarin angeboten, der Vielgeliebten meines Herrn Gemahls, sie würde sich wohl gehütet haben, es abzuschlagen, und man würde sie Beide vereint auf Abenteuer haben ausziehen sehen. Mit mir aber war das ein Anderes! Ich, die ich Lauzun liebte, die ich den Hof, den König, Glanz und Macht liebte, Bequemlichkeit und Eleganz, Vergnügungen,

Schöngeister, ich, die Tochter des Marschalls von Gramont, die Schwester des Grafen von Guiche, die souveraine Fürstin von Monaco! Welche Narrheit! Und wozu? Weshalb durch Wälder und Felder streifen, Gefahren nachlaufen, die Nächte auf nackter Erde oder in elenden Hütten zubringen, nach Art der Zigeuner, meiner guten Freunde und Leibwächter? Um eine goldpapierne Krone zu tragen, und einen zwar sehr schönen, sehr verliebten, aber auch sehr verrückten Mann zum Sklaven und Anbeter zu haben. — Nein, das wäre wahrhaftig nicht meine Leidenschaft gewesen, und ich hatte große Lust, ihm geradezu ins Gesicht zu lachen, so nachsichtig und so zärtlich ich auch noch so eben für den verliebten Amadis gestimmt gewesen war.

„Sie wissen nicht recht, was Sie sprechen, mein Herr," erwiderte ich, halb beleidigt, halb erstaunt.

Einige Secunden verblieb er unbeweglich ohne zu antworten, dann erhob er sich rasch. Ich machte mich schon auf einen Ausbruch von Wahnsinn und Verzweiflung gefaßt, war aber höchst überrascht, als er statt dessen mit einer Ruhe und Kälte, die mir ein Grausen einflößte, sprach:

„Ueberlegen Sie, Madame; überlegen Sie wohl."

Ich konnte die Umrisse seiner Gestalt nur undeutlich unterscheiden; die Nacht war zwar sternenhell, allein er stand im Schatten eines Fensterpfeilers. Dennoch fürchtete ich mich fast vor seiner Stimme, so daß ich mir Gewalt anthun mußte, um ruhig zu erscheinen.

„Es ist hier Nichts zu überlegen, noch habe ich Lust

mich auf dergleichen Tollheiten einzulassen, mein Herr; sprechen wir nicht weiter davon."

„Sie wissen noch lange nicht Alles."

„Wirklich! es kommt noch etwas? Ich sollte meinen, es wäre genug."

„Spotten Sie, schöne Prinzessin, spotten Sie nur; verhöbnen Sie immerhin den Narren, den Wahnsinnigen, der Sie liebt, der Sie durchaus besitzen will; halten Sie ihn immerhin für einen Bramarbas, für einen Capitain Matamore, der dem Himmel und der Erde Trotz bietet, um einen Ihrer Blicke zu erlangen. Aber bedenken Sie auch, daß dieser Bramarbas, dieser Matamore im Stande ist sich zu rächen. Ich stehe in diesem Augenblicke nicht allein hier, um Sie gegen einen etwaigen Ueberfall zu vertheidigen; aber ich werde auch nicht allein stehen, um mich Ihrer zu bemächtigen."

„Und ich werde mich wahrlich nicht vertheidigen, mein Herr; die Sorge kümmert mich nicht," sprach ich mit einer Verachtung, die sich meiner zu bemeistern begann.

„Ich werde Ihnen überall hin folgen, ich werde Ihnen Alles entreißen, was Sie so stolz macht, selbst Ihre Schönheit."

„Sind Sie der Satan, oder einer seiner Helfershelfer, daß Sie sich einer solchen Macht rühmen?"

„Hüten Sie sich! reizen Sie mich nicht, denn ich fühle mich versucht, Sie auf der Stelle umzubringen."

Die Tigernatur fing an sich in ihm zu regen; allerdings hatte ich ihn an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Trotzdem fühlte ich mich durch eine jener uner-

klärlichen Eigenthümlichkeiten meines Charakters zu ihm gezogen, er gefiel mir ungleich besser in diesem Augenblicke als je vorher, und ich befand mich so ziemlich in der Stimmung eines Menschen, der bereit ist, sich selbst umzubringen — wenn ich sicher gewesen wäre, am anderen Morgen wieder vom Tode zu erwachen. Ich hätte mich allenfalls auf vierundzwanzig Stunden zur Königin der Berge und der Zigeuner von ihm krönen lassen; nur freilich nicht länger!

Da plötzlich ging der Mond auf und ein schräg einfallender Strahl seines Lichts fiel blitzend auf eines jener guten, ächtcatalonischen Messer, die ich nur zu wohl kannte, und die allen anderen Discussionen sofort ein Ende machen. Ich weiß selbst nicht, weßhalb die Erinnerung an diesen furchtbaren Auftritt, der mir einen tödtlichen Feind schuf, mir nur einen fast lächerlichen Eindruck hinterlassen hat. Und doch hat er für mich so schreckliche Folgen gehabt, doch ist dieser Mann höchst wahrscheinlich die Veranlassung meines Todes; Blondeau behauptet wenigstens, er habe sich dessen gerühmt. Ich kann es nicht glauben, denn sonst müßte ich ihn glühend hassen; aber, um die Wahrheit zu sagen, ich hasse ihn nicht. Es würde mich in große Verlegenheit setzen, wenn ich sagen müßte, warum; ich bin nun einmal so, und damit gut.

Ohne Zweifel ging er während dieser Pause gegenseitigen Stillschweigens mit sich zu Rathe, ob er mir mit einem einzigen Stoß ein Ende machen, oder mir das traurige Vergnügen lassen solle, noch einige Jahre unter Qualen und Schmerzen zu leben, damit er sich nach Herzens-

lust daran weiden könne. Ich sah das Alles ganz deutlich auf seinem Gesicht, aber dennoch fürchtete ich mich nicht vor ihm, ich bewunderte ihn vielmehr. Es war in ihm etwas Anderes wie in Philipp; es war ebenfalls ein bizarres Wesen, aber seine Bizarrerie war von verschiedener Art; er war ebenfalls schön, schöner vielleicht, wie Philipp und Lauzun zusammen, doch ganz verschieden, und bei alle dem vermochte er es nicht, den Einen oder den Anderen aus meinem Herzen zu verbannen, wenn er sie auch auf Augenblicke aus meiner Caprice verbannte, wie Ninon sich auszudrücken pflegte, um einen ihrer Liebhaber von einem Tag zu bezeichnen; sie hatte doch einen sehr scharfen und sehr richtigen Verstand, diese arme Ninon.

Er dachte in diesem Augenblicke nur an Eines: an die Befriedigung seiner Mordlust, seiner Tigernatur; er stampfte ungeduldig mit den Füßen, wie ein Pferd, das des Joches müde ist, und es doch nicht abzuschütteln vermag.

Ich verhielt mich durchaus leidend dabei, regte und rührte mich nicht, vertheidigte mich aber besser durch meine Schwäche und Ohnmacht, als mich eine bewaffnete Schaar vertheidigt haben würde.

„Ha!" stöhnte er endlich wüthend hervor, „ich kann Ihnen das Leben nicht nehmen, mein feiges Herz liebt Sie zu sehr!"

Und im nächsten Augenblicke lag er wieder zu meinen Füßen, und begann abermals seine unwiderstehlichen Versuchungskünste; indem er mich durch allerlei rührende Aussichten in die Zukunft zu verlocken strebte, deren süßeste war, uns gegenseitig auf einem hohen, unzugänglichen Berg-

gipfel anzubeten, umgeben von Räubern und dämonischen Geistern. Dergleichen lächerliche Phantasien wirkten gleichsam wie ein schmerzstillendes Mittel auf ihn; mir fingen sie sogar an eine Art von Unterhaltung zu gewähren, trotzdem ich weit entfernt war, auch nur an deren Verwirklichung zu denken, und so verging die Zeit. Ein Wort allein war es, das mich unter allen seinen Romanschwärmereien frappirte und an die Wirklichkeit mahnte, nämlich, daß er seine Leute nahe bei der Hand habe, um mich auf ein im Hafen von Hercola vor Anker liegendes Schiff zu schleppen; diesmal fühlte ich mich denn doch nicht so ganz ruhig dabei.

Die Unterhaltung ward nach und nach immer friedlicher; ich ließ ihn nach Herzenslust schwatzen und plaudern, und dachte dabei an ganz andere Dinge; an die Möglichkeit, mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, ohne ihn in neue Wuth zu versetzen; das Fenster war offen, in drei Sätzen konnte er über die Terrasse weg sein, selbst wenn er mich auf seinen Armen davon trug; diese baskischen Gebirgssöhne besitzen eine Kraft und Behendigkeit ohne Gleichen. Auf die Hülfe meiner Leute konnte ich nicht rechnen, denn ich hatte ihnen ja ausdrücklich verboten, mich zu stören; ich hatte Niemand als meinen Zwerg, meinen geistreichen aber schwachen Zwerg, der allenfalls die Kühnheit besessen hätte, sich für meine Rettung aufzuopfern; er liebte mich sehr und hatte mir vielfache Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit gegeben, aber wie gesagt, was vermochte er gegen Biaritz und seine verwegenen Gesellen. Es ließ sich also Nichts weiter thun, als Zeit zu gewin-

nen suchen, und mich im Uebrigen auf meinen guten Stern zu verlassen.

Ich habe versprochen, daß man Alles erfahren soll, aber ich habe nicht versprochen, daß ich Alles haarklein erzählen würde. Es giebt Einzelheiten, die sich mehr errathen lassen, und die selbst ein intelligenter Beichtvater nicht ausführlich zu wissen begehrt. Neulich hat man den Pater Bourdaloue zu mir geführt; er kam, um meine Seele zu erforschen, und ich hatte auch die gute Absicht, sie ihm vollständig zu enthüllen, allein die Hälfte genügte schon, um ihm das Uebrige ganz erkennen zu lassen. Gott wird mir meine begangenen Sünden vergeben, dessen bin ich fest überzeugt, denn er hat ja schon hier dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgen lassen. Meine Sünden ziehen meinen Tod nach sich, das Schicksal hat meinem Leben ein nahes Ziel gesetzt, und dieser Biaritz, der mich an jenem Abend noch ganz entwaffnet und besänftiget verließ, ist es vielleicht, der mich dem offenen Grabe zuführt und mich in den Zustand versetzt hat, in welchem ich mich befinde. Man hat alle Spiegel aus meiner Nähe entfernt, ich habe nicht mehr die Kraft um aufzustehen und mir einen zu holen, ja noch mehr, ich trage auch kein Verlangen mehr darnach, ich sehne mich nicht im Geringsten darnach, mich von dem Grade meines Verfalles zu überzeugen. Es ist sehr traurig, daran zu denken, daß man noch vor kurzer Zeit schön, jung, gefeiert und angebetet war, daß man in einem Alter von kaum achtunddreißig Jahren sterben muß, und vielleicht nicht einen Trauernden hinterläßt!

Drei oder vier Stunden mochte ich bereits in Gesellschaft meines gespenstischen Seeräubers zugebracht haben, als ich plötzlich in der nahegelegenen Galerie eilige Schritte und die Stimme meines kleinen Lasky vernahm, der schon von fern schrie:

„Frau Prinzessin, Frau Prinzessin! Beliebt es Ew. Hoheit, einen französischen Edelmann vor sich zu lassen, der von Seiten Sr. Majestät des Königs gesendet ist und sich Herr von Saint-Mars nennt?"

Biaritz war spurlos verschwunden, bevor noch der tapfere Zwerg an meiner Seite war.

Zehntes Kapitel.

Im Laufe meines Lebens haben sich mehrmals dergleichen plötzliche Donnerschläge der Vorsehung ereignet, welche niederschmetternd wirkten, und zwar in Augenblicken und unter Umständen, wo man sie am wenigsten erwartete. So war das Andenken Philipps eben erst wie eine schmerzliche Erinnerung in mir erwacht, und der plötzlich erschallende Name des Königs erregte in mir ein Gefühl der Furcht, das vollkommen geeignet, mich von der romantischen Fiebergluth, welche Biaritz zuletzt in mir angefacht hatte, wieder abzukühlen und mir meine Besonnenheit wiederzugeben.

Der Zwerg konnte mich in der Dunkelheit nicht sehen, er errieth mich so zu sagen, und begriff zugleich, daß es mir nicht unangenehm sei, gerade jetzt gestört zu werden.

„Ist das Souper bereit?" frug ich, um nur vorläufig meine Würde wieder zu sammeln.

„Es erwartet Madame schon lange; man wagte es nicht, Ew. Hoheit zu stören. Aber dieser fremde Herr scheint es sehr eilig zu haben, denn er will schon morgen früh wieder fort, und da er eine Ordre des Königs vorzeigte, so hielt ich es für meine Pflicht, die Frau Prinzessin sogleich davon zu benachrichtigen."

„Und hast sehr wohl daran gethan. Meine Kammerfrauen sind ohne Zweifel schon in meinen Zimmern, ersuche also Herrn von Saint-Mars, sich einstweilen mit meinen Cavalieren zu begnügen; ich würde ihn sogleich empfangen."

Das Vorgefühl irgend eines Unheils hatte mich bereits aus dem Taumel, in den mich Biaritz versetzt, wieder zur Erde herabgebracht. Saint-Mars kam zuverlässig nicht wegen geirnger Ursachen auf eine einzige Nacht nach Monaco; man hatte vielleicht mein Einverständniß mit Philipp entdeckt und der Haß irgend einer allvermögenden Person drohte mich zu vernichten. Meine Ausgelassenheiten als junge Frau, meine Abenteuer à la Calprenede fingen an, mich ein wenig zu beunruhigen. Möglich, daß Andere sie mit anderen Augen ansahen, als ich, ich hatte mich vielleicht schon in irgend eine Intrigue verwickelt, deren Endziel mir eben so fremd war, wie ihr Ausgangspunkt.

Inzwischen fühlte ich mich doch durch die Abwesenheit des Herrn von Monaco wieder einigermaßen beruhigt, ich war jetzt wenigstens unbeschränkte Herrin in meinem Hause.

Voller Ungeduld, baldigst Aufklärung zu haben, widmete ich der Wiederherstellung meiner Toilette nur wenig Augenblicke und verfügte mich dann in den Thronsaal, um

diesen Kerkermeister, da er nun einmal im Namen Sr. Majestät des Königs und obersten Schutzherrn des Fürstenthumes Monaco erschien, so feierlich wie möglich zu empfangen.

Herr von Saint-Mars erwartete mich bereits. Unsere italienischen und französischen Hofcavaliere hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die Falten dieser Gefängnißwärterphysiognomie ein wenig zu glätten, aber vergeblich. Bei meinem Erscheinen schritt er auf mich zu, machte mir eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und frug ohne allen Umschweif oder irgend eine Einleitung, ob er die Ehre einer Unterredung mit mir haben könne.

„Nach dem Souper, gewiß, Herr Gouverneur, und es wird mir ein wahres Vergnügen sein.“

„Nein, Madame, noch vor dem Souper; die Befehle des Königs verstatten keinen Aufschub.“

„Verlassen Sie uns, meine Herren,“ sprach ich mit einer entlassenden Geberde gegen meine Cavaliere.

Nachdem Alle hinausgegangen waren und wir uns allein befanden, ließ ich mich auf einen Stuhl nieder und deutete auf einen anderen für Saint-Mars, dem seine Eigenschaft als königlicher Abgesandter das Recht verlieh, sich in meiner Gegenwart zu setzen. Ich wollte wenigstens durch die Formen der Etiquette einige Entschädigung haben, und selbst eine Kaiserin hätte nicht mit würdevollerer Haltung sagen können:

„Was ist es, mein Herr? Ich höre.“

Aber Nichts vermochte diesen Mann von Stein aus

seinem Gleichgewicht zu bringen; er verbeugte sich eben nur so viel, als nöthig war, und hob an:

„Ew. Hoheit werden mich entschuldigen, wenn ich schnell zum Ziele gehe, aber ich habe hier nur die Pflicht zu erfüllen, welche die Befehle Sr. Majestät mir auferlegt. Sie werden also die Güte haben, Madame, mir einige Fragen zu beantworten.“

„Je nachdem diese Fragen sind.“

„Ich bitte Sie, zu erwägen, Madame, daß die Huld und Gnade Sr. Majestät Ihnen die gewöhnlichen Formen erläßt, und damit zugleich manche Umstände und Unannehmlichkeiten eines Eclats, den Ew. Hoheit selbst weit entfernt sind zu ahnen. Ich halte Sie keineswegs für schuldig, vielleicht nur für — ein wenig zu gut unterrichtet; suchen Sie mir also Nichts zu verheimlichen, sondern antworten Sie ganz frei und offen, und wenn Sie schweigen können, so hoffe ich, daß das Ganze hierbei sein Bewenden haben wird.“

Diese Einleitung klang eben nicht sehr beruhigend.

„Sie haben bei Ihrer Durchreise in Pignerol meinen Gefangenen gesehen?“

Ich zögerte mit der Antwort; vielleicht wußte er wirklich Etwas, vielleicht auch nicht und ich hielt unter allen Umständen Schweigen für das Beste. Ich verneinte nur leise mit dem Kopfe.

„Er war in Ihrem Zimmer,“ fuhr mein Inquisitor mit durchbohrendem Blicke fort, „des Nachts, in den Kleidern des Zigeuners; Sie haben einige Stunden mit ihm zugebracht; was hat er Ihnen vertraut?“

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht.“

„Nochmals, Madame, hier ist der Befehl Sr. Majestät, ich bitte Sie dringend, zu bedenken, daß ich im Namen des Königs mit Ihnen spreche, und daß es ganz so ist, als ob er Sie selbst befragte.“

„Ihr Gefangener hat mir durchaus Nichts vertraut, was sowohl den König als Sie interessiren könnte.“

„Was wissen Sie über ihn?“

„Nichts.“

„Was wußte er über sich selbst?“

„Das ist mir unbekannt.“

„Waren Sie es nicht, durch die er in den Besitz eines Miniaturportraits gelangte, das ihn zu trügerischen Consequenzen verleitet hat?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen.“

„Haben Sie, seit Ihrem Aufenthalt in Monaco, wieder von ihm sprechen hören?“

„Durchaus nichts.“

„Oder von dem Zigeuner Basto?“

„Eben so wenig.“

„Sie haben den Gefangenen schon in Ihrer Kindheit gekannt, Sie haben eines Tages Ihre Majestät die Königin-Mutter bei ihm getroffen; was dachten Sie davon?“

„Was man überhaupt in solchem Alter denken kann.“

„Und seitdem?“

„Daß irgend ein wichtiges Geheimniß seine Geburt verhülle, und daß ich nicht mehr davon wissen sollte.“

„Haben Sie diese Begegnung niemals gegen andere Personen erwähnt?“

„Gegen Niemand.“

„Nicht einmal gegen Herrn von Peguilhin, nicht gegen den Herrn Marschall von Gramont?“

„Niemals.“

„Sehen Sie sich wohl vor, Madame! Ein unheilvoller Zufall hat Sie zur Mitwisserin eines gefährlichen Staatsgeheimnisses gemacht, eines jener Geheimnisse, deren Entdeckung unfehlbar den Tod nach sich ziehen. Zu Ihrem Glück wissen Sie nur erst den kleinsten Theil davon, denn außerdem würde weder Ihr Rang, noch Ihre Jugend und Schönheit Sie vor dem Verderben schützen.“

Ich fing an, mir Biaritz und seine Strauchdiebe zurückzuwünschen, die immer noch einem Aufenthalte in der Bastille vorzuziehen waren. Dennoch bewahrte ich meine Fassung und fing nun meinerseits an zu fragen:

„Zu welchem Zwecke, mein Herr, richten Sie alle diese seltsamen Fragen an mich?“

„Auf Befehl des Königs.“

„Sollte diesem armen jungen Menschen, oder seinem getreuen Gitano irgend ein Unglück zugestoßen sein?“

„Ich habe keinen Befehl, Ihnen darauf zu antworten.“

Mein Himmel, wie kann doch ein Befehl einen Menschen unausstehlich machen!

„Mein Herr,“ fuhr ich so sanft und holdselig wie möglich fort, „ich will ganz offen und ehrlich gegen Sie sein: Ja, ich interessire mich für den armen Philipp, ich interessire mich lebhaft für ihn; sein Unglück ist ja ohne Beispiel und verdient gewiß das Mitleid aller guten Men-

schen. Ich bitte Sie also, mich zu beruhigen; es wäre eine Grausamkeit, deren ich Sie nicht für fähig halte, mir diese Bitte zu versagen, sobald Sie es nämlich können, ohne Ihre Pflicht zu verletzen."

„Madame," hob er etwas milder an, „Sie sind jung und liebenswürdig, und man müßte ein Kieselherz besitzen, um nicht durch Ihre Bitten gerührt zu werden. Vernehmen Sie also nur dies: wenn Sie Ihr Leben bewahren wollen, wenn Sie ein fürchterliches Gefängniß vermeiden wollen, aus dem Nichts auf der Welt im Stande ist, Sie zu befreien, und in welchem Sie lebendig begraben sein würden, so rathe ich Ihnen wohlmeinend, niemals, niemals — verstehen Sie mich? — selbst nicht gegen mich, wenn wir uns zufällig wiederbegegnen sollten, weder mit einem Worte, noch durch irgend ein Zeichen, einen Blick zu verrathen, ja auch nur ahnen zu lassen, daß Sie das Geheimniß dieser Existenz erforscht haben, sonst ist es um Sie geschehen, Sie sind dann unwiderruflich verloren. Wenn Derjenige, den Sie Philipp nennen, noch unter den Lebenden weilt, so werden weder Sie, noch irgend Jemand auf dieser Erde es fortan erfahren, kein menschliches Auge wird ihn mehr erblicken, er ist, mit einem Worte, nicht mehr auf dieser Welt — wenn er überhaupt noch lebt! Schon dieser gute Rath, den ich Ihnen ertheile, ist eine Ueberschreitung meiner Dienstpflicht, dennoch kann ich mich nicht enthalten, es zu thun. Danken Sie mir nicht dafür, denn ich selbst will vergessen, was ich Ihnen jetzt gesagt habe. Lassen Sie auch Herrn von Monaco Nichts von der Veranlassung meines Besuches wissen; verlangt er es durch-

aus, so erfinden Sie irgend eine Ausflucht, aber die Wahrheit darf er sogar nicht einmal ahnen. Ich wiederhole es Ihnen, Madame, Ihre Freiheit, Ihr Leben, Ihr Wohl und das Ihrer ganzen Familie hängt davon ab."

„Seit vielen Jahren schon habe ich die Kunst des Schweigens geübt, mein Herr, und zwar in einem Alter, wo es gewöhnlich am schwersten ist. Ich werde es auch ferner thun, und danke Ihnen. Haben Sie nunmehr Ihren Auftrag vollständig ausgerichtet?"

„Ja, Madame."

„So kommen Sie zur Abendtafel, wenn es Ihnen beliebt, denn es ist schon spät."

Ich ging voraus und that, als ob ich die Hand nicht sähe, die er mir darbot, diese fürchterliche Hand, an welcher vielleicht das Blut des unglücklichen Philipp klebte. Mir schauderte davor!

Ich habe später durch Lauzun erfahren, der es, ich weiß nicht wie? entdeckt hatte — er entdeckte Alles, dieser Favorit unseres Sire und Herren —, daß der arme Gefangene, im Vereine mit dem Zigeuner Basto einen Versuch gewagt hatte, aus Pignerol zu entfliehen, indem sie sich an einem Seile in einen furchtbaren Abgrund hinabließen. Sie waren entdeckt worden. Der Zigeuner ward sogleich auf die Folterbank geschleppt, aber er ertrug die Martern heldenmüthig und starb, ohne ein Wort zu sprechen. Philipp dagegen war in höchste Wuth gerathen, hatte unsere Zusammenkunft, seine Liebe zu mir, und Alles erzählt, was er ehrenhaft erzählen konnte. Er ward hierauf in ein anderes Gefängniß gebracht, in welches aber,

weiß ich nicht; doch glaube ich, daß er jetzt wieder in Pignerol ist, zugleich mit Lauzun, Fouquet und mehrern Anderen, da Saint-Mars jetzt wieder Gouverneur dieser Festung ist.

Man kann sich denken, daß Peguilhin diese Entdeckung als Waffe gegen mich gebrauchte! Es war gerade zur Epoche der Frau von Montespan, und ich bin überzeugt, daß sie und Louvois es waren, welche ihn so gut unterrichteten, ohne ihm indessen etwas Näheres über den Rang des Gefangenen zu sagen, da sie selbst Nichts darüber wußten. Er quälte mich vielfach damit und warf mir dies gute Werk vor — als ob ich nicht ein Recht hätte, Unglückliche zu trösten! Nahm er sich doch dies Recht bei so mancher Glücklichen heraus, der Bösewicht! —

Elftes Kapitel.

Nach der Abendtafel wollten meine Hofcavaliere dem Manne das Schloß bei Fackelschein zeigen. Es ist ein ziemlich schönes Gebäude, nicht zu alt, und vor etwa fünfzig Jahren erst wieder vollkommen in Stand gesetzt worden. Hin und wieder zeigen sich zwar noch einige Spuren seines hohen Alterthums, die sich indessen ganz gut mit dem Neueren vermischen. Die nach den vier Himmelsgegenden gerichteten Flügel haben eigene Namen nach ihrer nächsten Umgebung: der Flügel des Platzes, Cap d'Aglio, die Monighettis und Cap Martin. Der mittägliche Flügel ist von bizarrer Construction, von zwei Thürmchen flanquirt, und im Mittelbau bewundert man ein großes Thor, das, wie die alten Gevatterinnen von Monaco behaupten, noch aus dem grauen Heidenthume stammen soll. Der große Saal ist von einem ausgezeichneten Künstler in Fresco gemalt worden, und enthält einen prachtvollen Kamin, der

in ganz Italien berühmt ist; es ist ein wahres Meisterstück, auf das die Herren von Monaco aber auch nicht wenig stolz sind.

Das Bewunderswertheste ist und bleibt aber, wie ich schon gesagt habe, die Landschaft selbst; die Felsen, die Wiesenflächen und Wälder, welche sich bis an die Küste des mittelländischen Meeres erstrecken, bieten köstliche Aussichten, ganz geeignet Herz und Sinne zu entzücken, und ich finde es begreiflich, daß ein so exaltirter Kopf, wie Biaritz, diese Gegenden zum Schauplatz seiner abenteuerlichen Pläne wählen konnte. Was übrigens Herrn von Saint-Mars betrifft, so besah dieser sich alle Herrlichkeiten des Schlosses, ohne das mindeste Zeichen der Bewunderung oder nur des Wohlgefallens von sich zu geben; ja mein Zwerg behauptet, er habe sich die Sachen kaum angesehen, was ich allerdings sehr glaublich finde.

Noch am selben Abend empfahl er sich bei mir, weil er schon am anderen Tage in der Frühe abreisen wollte. Ich hatte meinen beiden treuen Geistern Auftrag gegeben, ihm ganz unvermerkt zu folgen, um vielleicht etwas über seinen Aufenthaltsort zu erfahren, aber der schlaue Fuchs hatte den Fall schon vorgesehen; er ging direkt nach Mentone und schiffte sich auf einem leichten Küstenfahrer ein, den er ganz allein für sich und seine Leute gemiethet hatte, und verstattete durchaus keinem Fremden die Erlaubniß, auch nur einen Fuß an dessen Bord zu setzen. Wir hatten also das leere Nachsehen.

Als ich am Abend, nur von Lasky gefolgt, in den Bosquets am Ufer des Meeres spazieren ging, bemerkte ich

Biaritz, als Mönch vom Orden der heiligen Devota, der Landespatronin von Monaco, gekleidet; diese Mönche haben in allen Häusern freien Zutritt, ja sogar beim Fürsten, fast ohne nur um Erlaubniß bitten zu dürfen. Sein plötzlicher Anblick setzte mich in große Aufregung, er schritt auf mich zu und schien mich ohne alle Umstände anreden zu wollen, als mein Zwerg, der wenige Schritte vor mir mit meinem kleinen Hunde spielte, plötzlich mit dem Ausrufe herbeisprang:

„Hoheit, da kommt so eben Monseigneur der Fürst!"

Ich habe ihn schon mehrmals für diese Art, mit mir zu sprechen, strafen lassen, allein vergeblich; es scheint dies so die Mode in seinem Vaterlande zu sein, und ich habe mich am Ende daran gewöhnt. Die Ankunft meines Gemahls zog mich aus der Verlegenheit und ich empfing ihn mit aller Freundlichkeit, was ihn sehr in Verwunderung setzte.

„Wie, schon aus Rom zurück?" rief ich.

„Ich habe Briefe erhalten, die uns nöthigen, sogleich nach Frankreich zurückzukehren, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„Briefe aus Frankreich, an Sie, und nach Rom adressirt? Ei, das müssen ja wahre Hexenmeister sein, Ihren Aufenthalt in Rom so errathen zu haben! Was übrigens die Frage betrifft, ob es mir angenehm sei, in mein Vaterland zurückzukehren, so bedarf sie wohl nicht erst der Erwiederung. Wann reisen wir ab?"

„Je nun, sehr bald — morgen schon."

„Schon morgen! Das ist mir ganz genehm. Den-

noch fürchte ich, daß die Zeit etwas kurz sein wird, um alle Reiseanstalten zu treffen. Haben Sie nicht hier sehr viele Arbeiten anbefohlen? Ihr Staatssecretair, Ihr General-Controleur, alle Ihre Minister sind nicht darauf vorbereitet, alle Ihre Unterthanen hofften noch länger das Glück Ihrer Gegenwart in Ihren Staaten zu genießen; womit werden Sie sie über diese fehlgeschlagene Hoffnung trösten?"

Ich wußte, daß er sonst dergleichen Spötteleien über seine winzige Krone, seinen Miniatur-Hofstaat und sein winziges Ländchen nicht gut vertragen konnte; gewöhnlich gerieth er darüber in heftigen Zorn und räumte mir das Feld; diesmal aber begnügte er sich mit einem gnädigen Lächeln. Ich wußte freilich damals noch nicht, was er damit sagen wollte, ich wußte nicht, welch ein Halseisen er sich von Madame Mazarin und der Frau Connetable hatte anlegen lassen; indeß kam ich doch sehr bald dahinter. Dennoch setzte mich diese so plötzliche Abreise in Verwunderung, denn ich errieth ja noch nicht, daß der Fürst von Monaco sich zum außerordentlichen und bevollmächtigten Gesandten dieser beiden Damen bei ihren zahllosen Liebhabern und Anbetern hatte anwerben lassen; zuverlässig das mühevollste Diplomatengeschäft in ganz Europa!

Er verwickelte sich in eine Menge erfundene Albernheiten, um mir die allergrößeste zu verheimlichen, und tischte mir allerhand Mährchen in der Manier der Mutter Gans auf, die ich scheinbar mit großer Gläubigkeit hinnahm. Ich witterte so Etwas wie eheliche Untreue dahinter, was mir aber durchaus nicht unangenehm war. Man ist nie-

mals willfähriger, Anderen zu vergeben, als wenn man selbst der Vergebung bedürftig ist. Man schreibt alles Unrecht, das man selbst begangen hat, oder das einem auch nur angedichtet wird, auf Rechnung des Herrn Gemahls. Die Welt ist oft sehr großmüthig und nachsichtig, aber in der Regel fast nur aus solchen Beweggründen.

Drei Tage nach dieser Unterredung stiegen wir in unsere Carrossen, um nach Paris zurückzukehren. Ich hatte Biaritz nicht wiedergesehen, denn ich hielt mich, unter dem Vorwande des Unwohlseins, in meinen Gemächern verschlossen; dadurch wurden zugleich alle Erörterungen mit ihm, wie alle langweiligen Höflichkeitsformeln mit den Andern vermieden. Lasky lag mir mit allerhand einfältigen Gespenstermährchen im Ohre; bald hatte er des Nachts grausliches Seufzen und Stöhnen gehört, bald war Lucians Geist mit fürchterlichem Lärmen und Gerassel durch die Galerien gewandelt, so daß Pagen und Zofen nicht hätten schlafen können. Ich wußte zwar, woran ich mich mit alle diesen Narrenspossen zu halten hatte, dennoch zitterte ich bei der bloßen Erinnerung an das, was ich selbst an jenem Abend gesehen; ich konnte den Gedanken nicht bewältigen, daß jenes blutige Gespenst dem Hause Monaco irgend eine verderbliche Catastrophe bedeutet habe. Ich täuschte mich auch keineswegs damit, denn seitdem ist es raschen Schrittes abwärts mit ihm gegangen. Mein Herr Gemahl begeht unter dem Einflusse der beiden Leidenschaften, die ihn beherrschen, seiner Liebe zu dieser extravaganten Mancini, und seiner Pfaueneifersucht auf mich, nichts wie alberne Streiche; mein Sohn ist ein trauriger Cavalier,

der, wenn er das Alter dazu haben wird, den Papa wohl übertreffen dürfte, kurz, überall trübselige Aussichten.

Damals war ich außer mir vor Freude darüber, Italien zu verlassen, Frankreich, den Hof, meine Freunde, und vor allen Dingen, Lauzun wiederzusehen. An Philipp dachte ich nur mit einer sanften Wehmuth und Bekümmerniß um sein Leben, Biaritz aber flößte mir wahrhaft Furcht ein, denn ich stellte mir lebhaft seine Wuth vor. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn am Morgen der Abreise selbst stellte mir Blondeau heimlich ein Billetchen zu, das sie unter ihrer eignen Adresse erhalten hatte.

Hier ist es:

„Sie reisen ab, Sie verlassen mich, nicht einmal ein Abschiedsblick wird mir noch zu Theil! Ich sehe Sie nicht wieder, ich kann nicht bis zu Ihnen dringen, Sie werden also leben! Triumphiren Sie aber nicht, denn dieses Leben wird für Sie schlimmer sein, als selbst der Tod; ich werde mich an Allem rächen, was Sie auf dieser Welt lieben — wenn Sie überhaupt fähig sind, irgend etwas zu lieben. Wider Willen sollen Sie meiner gedenken; was mich betrifft, so werde ich Sie vergessen, außer in den Augenblicken, wo die Rache mein Herz, das Sie so grausam mit Füßen getreten haben, zu rascheren Schlägen anregen wird. Ich werde in Ihrer Nähe sein, wenn Sie es am wenigsten erwarten werden, aber um Ihnen zu fluchen, um Ihnen alles Weh, das Sie mir angethan haben, tausendfältig zu vergelten. Lügnerin, Treulose, Verrätherin! Mir nicht

einmal eine Täuschung, den Wahn, von Ihnen bedauert zu werden, zu hinterlassen! Ich fasse es nicht, wie ich Sie so lieben konnte!"

Alle diese Drohungen vermochten dennoch nicht, mich sehr zu erschrecken. Biaritz, eben so wie die alte Zigeunerkönigin, erschienen mir wie unzurechnungsfähige, halb verrückte Geschöpfe; von all ihrer Wuth und ihren Drohungen war das Geschrei die Hauptsache.

Wir schlugen diesmal die geradeste Straße nach Paris ein, diesmal also nicht über Pignerol, reisten auch jetzt ungleich schneller, da ich nicht mehr guter Hoffnung war. An vielen Orten, durch die wir kamen, hatte ich Begrüßungen und Anreden zu überstehen; wir wurden überall als gekrönte Häupter empfangen, selbst vom Herzog von Savoyen, dem wir auf der Durchreise einen Besuch abstatteten. Ich hätte wohl gewünscht, vierzehn Tage an seinem Hofe zu verweilen; allein Herr von Monaco war nicht dazu zu bewegen; er konnte die Zeit nicht erwarten, die Aufträge der Damen Mancini auszurichten und sich gerechte Ansprüche auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Am fünfzehnten Tage nach unserer Abreise von Monaco hielten wir unsern Einzug in Paris, für eine so große Entfernung gewiß eine sehr kurze Zeit.

In Lyon hatten wir Herrn von Villeroi getroffen, der zur Strafe für gewisse verliebte Narrheiten ins Gouvernement seines Vaters verbannt worden war; es war dies seine erste derartige Verbannung, aber es sollte nicht seine letzte sein. Er war damals einer der ehrenhaftesten

wie einer der hübschesten Männer am Hofe; man nannte ihn nur den Bezaubernden. Dennoch versicherte uns Madame de Coulanges, die uns bei ihrem Vater, Herrn Dugué Bagnols, Intendanten von Lyon empfing, er sei noch viel mehr bezaubert, als bezaubernd. Diese Frau von Coulanges besaß jene Art von Geist, der selbst einer häßlichen Frau Schönheit zu verleihen vermag. Ihre Familie und der ganze Cirkel, den sie um sich gebildet hat, kann man wohl zu den angenehmsten am Hofe und in der Stadt zählen. Ihr Mann ist nur Königl. Staatsanwalt am Gerichtshofe, und selbst da konnte er sich nach jener famosen Rede, die er im Prozesse eines Spitzbuben, Namens Grapin, gehalten hatte, nicht behaupten. Jener Prozeß war nämlich um einen Teich entstanden. Coulanges, ein kleiner, äußerst jovialer und witziger Mann, verwickelt sich in einer höchst ernsthaften Rede dermaßen, daß er sich nicht wieder herausfinden kann; statt aber darüber bestürzt zu werden, hält er plötzlich inne und spricht ganz heiter zu den Richtern gewendet:

„Verzeihen Sie, meine Herren, aber ich bin in Grapins Teiche ersoffen!"

Das war für die Gravität des königl. Tribunals denn doch zu viel.

Trotzdem sie der Robe angehören und trotz ihres etwas zweifelhaften Stammbaumes, erfreuen sich die Coulanges der Intimität der Königin sowohl, als der Frau Dauphine; Frau von Coulanges wird als eine Autorität angesehen. Zu diesem Cirkel gehören auch noch Frau von Sevigné, deren sprudelnder Geist ihre Prüderie und Zim-

perlichkeit kaum ahnen läßt; Frau von La Fayette, berühmt durch ihren allerliebsten Roman: Die Prinzessin von Cleve, den sich alle Welt aus den Händen reißt; Frau von Marans, die seitdem fromm geworden, und dabei doch nachsichtig geblieben ist, ein wahres Wunder, Frau von La Rochefoucault, Büssy Rabutin — bis zu seiner Verbannung — und noch eine Menge andere Schöngeister, deren ich mich nicht mehr erinnere. Ich hätte diesen Büssy Rabutin wohl kennen mögen, als er noch jung war; welche Freude würde es mir gewährt haben, ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen und seinen Stolz zu demüthigen. Er hat unendlich viel Geist, und könnte noch mehr haben; aber die Prahlerei erstickt ihn.

Wenn ich kann, gehe ich in dieses Haus des Carnavalet, wo Frau von Sevigné wohnt; nirgend in Frankreich versteht man unterhaltender zu schwatzen. Frau von Grignan ist die Gottheit dieses Tempels, die man dort anbetet. Ich weiß nicht, bis zu welchem Grade sie es verdient, so viel aber ist gewiß, daß sie alle Huldigungen mit liebenswürdiger Manier hinnimmt und in ihrer eigenen Schönheit lebt, wie ein Hahn in seiner Pastete. Sie wird sich sehr lange so halten. Desto besser für sie!

Zwölftes Kapitel.

Ich kam entzückt in Paris an; allein ich fand Peguilhin, damals Grafen von Lauzun, viel weniger zärtlich gegen mich, als zur Zeit meiner Abreise, und Guiche säumte nicht, mich zu benachrichtigen — scheinbar ohne zu ahnen, wie nahe es mich berühre —, daß man ihn allgemein für sehr verliebt in Athenais de Tonnay-Charente, jetzt Marquise de Gondrin de Montespan halte. Sie nannte ihn bereits ihren Schmachtenden, und er ließ sich diesen Titel sehr gern gefallen. Wenn ich das gewagt hätte! Sie spielte zwar die Grausame, war aber doch außerordentlich entzückt, daß man sie anbete, daß man es wußte, und daß man mich für verlassen hielt. Schon fing sie an, mich mit ihrem Hasse zu beehren, was ich ihr aus allen meinen Kräften zurückgab, die in dieser Beziehung eben nicht gering waren.

Madame fiel mir bei unserem Wiedersehen weinend um

den Hals, und Monsieur war so gütig, mich seinen Glücksstern zu nennen, dessen Wiedererscheinen er mit Sehnsucht erwartet habe.

„Seit Sie nicht mehr hier sind, meine schöne Prinzessin," sagte er, „verliere ich Alles, was ich im Spiele setze."

Ich weiß nicht, woher diese Zärtlichkeit gegen mich kam, sie erschien mir etwas befremdend; so viel hatte er nicht mit mir gesprochen, seitdem wir uns entzweit hatten.

Ich werde sogleich von beiden Hoheiten zu sprechen haben; für jetzt aber will ich sogleich mein Abenteuer mit dem König erzählen, damit ich später nicht mehr darauf zurückzukommen brauche. Man hat sich die Mühe genommen, es in verschiedenster Weise herumzutragen, allein ich werde den Muth haben, die reine Wahrheit darüber zu sagen, so schwer es mir auch ankommen möge. Es ist wahrlich nicht schmeichelhaft für meine Eigenliebe, selbst ein Geständniß meiner Niederlage abzulegen. Allerdings bin ich nicht die Einzige und gar manche Andere hat gleiches Schicksal mit mir getheilt. Ich unterlag einer boshaften Cabale, vielleicht auch den Sonderbarkeiten meines eigenen Charakters, oder vielleicht — — Genug, man wird ja sehen.

Alle diese Dinge ereigneten sich erst im nächstfolgenden Jahre, zur Zeit, als der König der La Valliere überdrüssig zu werden begann, und sich nach einer anderweiten Zerstreuung umschauete, aber wie gesagt, ich will diese Geschichte ein für allemal abgethan wissen.

Der König sah uns Alle mit verdoppelter Aufmerksamkeit an, um Keiner Unrecht zu thun, und ich muß sa-

gen, daß eine Jede wetteiferte, einen Strahl des königlichen Auges aufzufangen; man putzte, man schmückte, man schniegelte sich um die Wette. Ich war seit meinem Wochenbett und meiner Rückkehr aus Monaco noch viel schöner geworden; der König hatte mich mit einer Galanterie empfangen, wie man sie nur selten bei ihm gewahrte; er sprach zwar nicht eben sehr viel mit mir, desto mehr aber sah er mich an. Madame, die auf Alles lauerte, was um sie her vorging, und ganz besonders jeden seiner Blicke aufzufangen strebte — trotz ihrer Zärtlichkeiten mit meinem Bruder, — sagte es mir mit einiger Bitterkeit wieder. Lauzun, der erklärte Günstling des Königs, lief mit ihm den Fräuleins nach, kletterte auf die Dächer, um die La Mothe-Houdancourt zu sehen, die mit beiden Ohren auf seine Fleuretten horchte. Lauzun aber, der vor allem anderen ehrgeizig war, poussirte zumeist Frau von Montespan, durch die er den König unter seiner Herrschaft zu halten und von den anderen zu entfernen hoffte. Er hatte seine Schlingen mit großer Schlauheit gelegt, aber der Himmel fügte es anders, als er gemeint hatte.

Eines Tages waren wir Alle in Saint-Germain, sehr lustig und in sehr guter Gesellschaft. Selbst Monsieur war, ganz gegen seine Gewohnheit, sehr liebenswürdig und schmollte mit Niemand. Er hatte ja seinen lieben Chevalier von Lothringen, nebstdem auch Madame de Grancie, die er anfing, sich als Maitresse aufhängen zu lassen, obschon sie in der Wirklichkeit die Geliebte des Chevaliers von Lothringen war, dieses stolzesten, arrogantesten, unverschämtesten aller Männer am Hofe, von seinen ander-

weiten Schlechtigkeiten ganz abgesehen, und auf den ich später noch besonders zurückkommen werde. Madame tändelte mit Guiche und de Vardes; die La Valliere war ein wenig unpäßlich und hütete das Zimmer; Frau von Montespan hatte sich noch nicht entschleiert; dann waren noch da Madame d'Houdancourt, Madame de Soubise und drei oder vier andere Titular-Aspirantinnen; aber die Windfahne hatte sich für den Augenblick noch nicht zu ihrem Vortheil gedreht.

Lauzun und ich sprachen schon fast drei Wochen nicht mehr mit einander. Ich brannte vor Zorn und Empörung; hüllte mich aber in die Maske kalten Stolzes.

Der König hatte von einer Spazierfahrt in Caleschen nach Medianoche*) im Walde von Saint-Germain gesprochen. Er liebte diese Spazierfahrten sehr, ganz besonders wenn die Königin nicht dabei war. Es war eine warme, helle Nacht, ein Mondschein, so schön, wie man ihn nur in Monaco haben konnte; wir waren Alle jung, Alle mehr oder weniger verliebt und daher außer uns vor Entzücken. Der König hatte damals angefangen, jene kleinen Caleschen in Gebrauch zu bringen, die er jetzt allem anderen Fuhrwerke vorzieht; besonders angenehm sind sie im Anfange eines Liebeshandels, da sie nur für zwei Personen Platz bieten. Jetzt fährt er selbst; damals aber hatte er einen vertrauten Kutscher, dem es bei schwerer Strafe verboten war, den Kopf ohne ausdrücklichen Befehl umzudrehen.

---

*) Halbnacht, Dämmerung.

Dieser Kutscher hieß Simon; ich erinnere mich seiner noch sehr wohl; er starb an einem Sturz mit dem Pferde.

Den ganzen Abend über hatte sich Se. Majestät mit mir beschäftiget und ich triumphirte schon darüber. Der König sah Philipp fast zum Verwechseln ähnlich, was ich mich aber wohl hütete, gegen irgend Jemand zu erwähnen. Herr von Saint-Mars und seine Drohungen waren mir noch zu lebhaft im Gedächtniß.

Als man sich zur Spazierfahrt in Bereitschaft setzte, näherte sich mir der König und frug so leise, daß es Niemand hören konnte:

„Beliebt es Ihnen, Madame, mit mir in meiner Calesche zu fahren?"

Ich erröthete vor Freude und Stolz.

Ich antwortete mit einem entschiedenen Ja, und warf dabei einen schnellen Blick auf Lauzun, der mich beobachtete. Der König bot mir die Hand und führte mich, seiner Gewohnheit nach, mit einer Achtung und Galanterie, in der ihn Niemand den Damen gegenüber, zumal solchen, die ihm gefielen, übertraf. Bevor er in die Calesche stieg, sagte er Simon:

„Fahre nur gerade aus, durch die Alleen, ohne Dich um die Anderen zu kümmern, auch wenn man Dir nicht nachfolgt."

Der Kutscher und die Höflinge kannten bereits dieses Signal. Wenn er, nachdem er sich gesetzt hatte, nicht sagte: „Meine Herren, man folge mir!" so galt das als ein Befehl, seinen Wagen allein zu lassen.

Ich errieth, was nun folgen würde, und gestehe ganz

offen, daß mich ein Gefühl der Traurigkeit beschlich. Ich liebte Lauzun, ich wäre früher stolz darauf gewesen, ihm jedwedes Opfer zu bringen, jetzt aber war es nicht mehr möglich. Hatte er mich nicht schon verlassen, und sollte ich die Rolle einer verlassenen Dido spielen? Sollte, durfte ich den größten Monarchen der Welt, den ausgezeichnetsten, schönsten, liebenswürdigsten Mann des Königreichs, des Liebhabers einer Montespan wegen, von mir stoßen? Nein fürwahr, das wäre doch eine zu große Erniedrigung gewesen!

„Madame," hob der König plötzlich an, als wir weit genug entfernt waren, um von Niemand mehr gehört zu werden, „ist es wahr, daß Sie Herrn von Lauzun geliebt haben?"

Die Frage war höchst kitzlich und ich befand mich in großer Verlegenheit. Er liebte die Nebenbuhler weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit. Zu leugnen schien mir eine Unmöglichkeit, ich wußte nicht, was ich antworten sollte und stammelte nur einige unverständliche Worte.

„Ich bin Ihres Vertrauens würdig," fuhr er fort, „haben Sie also keine Furcht; ich bin stets sehr verschwiegen gewesen und bin es noch. Antworten Sie mir also ganz offen."

Ich konnte nicht mehr zurück.

„Sire," sprach ich ziemlich fest, „wir sollten einst miteinander vermählt werden, wir sind Verwandte, in einem und demselben Hause erzogen, und Sie werden daher begreifen —"

„Ja, ja, ich begreife; Kindereien, weiter Nichts.“

Im Mondenscheine sah ich seine Stirn sich runzeln und die Augenbrauen zusammenziehen. Zu allen Zeiten ist er sehr eifersüchtig aus Stolz gewesen, und das ist die allerschlimmste Gattung Eifersucht; ich war daher nichts weniger als ruhig.

„Und jetzt?“ fuhr er fort.

„O jetzt, Sire, jetzt liebe ich ihn durchaus nicht mehr!“

Ich meinte diese Worte auf die natürlichste und offenste Weise gesprochen zu haben. Der König lächelte.

„Sind Sie dessen so gewiß?“ frug er.

„Ganz gewiß!“

„Sollten Sie zufälligerweise wohl gar Herrn von Monaco lieben?“

Dies Zufälligerweise gefiel mir ungleich besser, als das berühmte Trotzdem Trissotins. Auch ich mußte lächeln.

„Dergleichen Zufälle widerfahren nicht allen Leuten, Sire.“

„Ach ja! ich weiß; wir haben da eine gewisse Närrin, Madame Mazarin.“

Mein Herr Gemahl befand sich damals mit ihr auf einer zweiten Reise durch Italien, von wo er ihr nach England folgen sollte, bis sie ihm wie einen Laquaien den Abschied gab, ihrem alten Geliebten, Saint-Evremont zu Gefallen, so wie einem Dutzend anderer junger Narren, die sie an der Nase herumführte.

„Wenn Sie aber weder Herrn von Lauzun, noch

Herrn von Monaco lieben, Madame, wen lieben Sie denn? Sie müssen doch irgend Jemand lieben!"

Die Frage war eine ganz bestimmte und directe, aber unmöglich konnte ich doch in gleich bestimmter Weise antworten. Ich begnügte mich damit, die Augen niederzuschlagen.

Er ergriff meine Hand und drückte sie an seine Lippen.

Der König war gegen die Frauen — ich glaube es schon einmal gesagt zu haben, — so ehrerbietig, so schüchtern und bescheiden, wie ein Schüler vom Collegium der Vier-Nationen. Er behandelte sie mit aller denkbaren Zartheit und Rücksicht, bis zu dem Augenblicke, wo — — — Es wird dies das letzte Kapitel meiner Memoiren ausmachen; ich habe versprochen, über ihn, wie über Alle die vollständige Wahrheit zu sagen, und ich werde mein Wort halten.

„Wollen Sie mir denn durchaus nicht sagen, wen Sie lieben? Und wenn man Ihnen nun gestünde, daß man Sie liebe — was würden Sie antworten, Madame?"

„Das käme darauf an, wem ich zu antworten hätte."

„Aber — würden Sie antworten, die Wahrheit antworten?"

„Ja, Sire."

„Nun also, was denn endlich?"

„Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß Ew. Majestät noch nicht die Gnade gehabt haben, mir zu antworten."

„Madame, Sie weichen meiner Frage aus."

„Ich weiche ihr nicht aus, Sire, sondern ich erwarte sie noch."

„Meinen Sie denn, ich sei der Vertraute Anderer? Es kann doch nur von mir selbst die Rede sein."

„Ew. Majestät erzeigen mir eine große Ehre, aber —"

„Aber mein Antrag ist Ihnen nicht genehm?"

„Das sage ich nicht."

„Nun — was denn also?"

„Ich sage — daß ich nicht auszusprechen wage, was ich denke, und nicht zu denken wage, was ich aussprechen würde."

„Ach, Madame!"

Ich muß gestehen, daß der König höchst bezaubernd war.

Dreizehntes Kapitel.

Die Spazierfahrt währte ziemlich lange. Der König war zärtlich und dringend; er war großmüthig, verschwenderisch und zeigte, ohne gerade leidenschaftlich in der Art wie Biaritz zu sein, ein äußerst lebhaftes Gemüth, das mich ganz berauschte. Es war dies das erste und einzige Mal in meinem Leben, daß ich Lauzun vollständig vergaß; während jener himmlischen Augenblicke, die alle meine Leidenschaften befriedigten, gedachte ich nicht einmal mehr seiner Existenz.

Trunken vor Freude kehrte ich in mein Zimmer zurück; ich sah bereits das Weltall zu meinen Füßen, wähnte mich schon die Beherrscherin des Hofes, Frankreichs, und träumte von Größe und Ruhm für den König, für mich, für mein ganzes Haus. Er liebte mich! er hatte es mir geschworen, hatte mir versprochen, die La Valliere zu verlassen und mir die erste Stelle zu verleihen; er hatte mir

gelobt, daß ich fortan sein einziger Gedanke, seine einzige Liebe sein solle.

Meiner Familie war ich schon im Voraus gewiß; mein Vater hatte mich in der Verehrung der schönen Corisandra auferzogen, eines der Liebchen König Heinrichs IV., und meine Groß-Großmutter, wie man sich erinnern wird. Mein Bruder trieb Sophistik mit Madame, und was Herrn von Monaco betraf, nun so hatte er ja seine Madame Mazarin, die ihn über Alles tröstete, und ihn folglich auch über ein kleines Exil in seine Staaten trösten konnte. Alles stand demnach auf das Vortrefflichste. Schon am anderen Morgen sollte ich declarirt, und die La Valliere fortgeschickt werden; die ganze Nacht konnte ich vor Erwartung nicht schlafen.

Schon mit Tagesanbruch begann ich meine Toilette und niemals war ich schöner. Ich legte meine prachtvollen Perlen an, die mich am vortheilhaftesten kleideten; ich hatte deren für beinahe zweimalhunderttausend Livres. Das Kleid und das Korsett waren von mordoré Brocat und Himmelblau, mit Stickereien von frisirter Chenille, die später allgemeines Furore machten. Blondeau hatte mir einen außerordentlich kunstfertigen Sticker ausgekundschaftet, der eine merkwürdige Erfindungsgabe besaß und dessen Glück ich begründet habe. Es war am Pfingstmontage, an welchem die große Prozession der Ritter des Heiligen Geist-Ordens stattfand, bei der der König Alles an Glanz überstrahlte. Die Damen mußten alle ihre Toilettenkünste aufbieten, um nicht von den Cavalieren verdunkelt zu werden, so kostbar waren die Letzteren gekleidet.

Bei meinem Erscheinen entstand ein allgemeines Gemurmel und Geflüster; die Einen lobten mich; die Anderen kritisirten mich, Alle aber erwarteten mit höchster Ungeduld, was nun geschehen würde. Meine Promenade mit dem König vom Abend zuvor war bekannt geworden und Jeder sprach darüber, je nach seinen Befürchtungen oder Hoffnungen. Die La Valliere war zugegen, bleich, abgekommen und, man muß es zugeben, keineswegs schön. Madame kniff die Lippen zusammen und rümpfte die Nase; Frau von Montespan lachte und gab sich alle Mühe, die größte Heiterkeit zu affectiren; Lauzun that dasselbe in Gleichgültigkeit, aber seine Augen funkelten vor Wuth und Eifersucht.

Ich machte der Königin meine Reverenz, die keine Ahnung von Allem, was vorging, hatte. Die Königin-Mutter hätte Alles auf den ersten Blick errathen, allein sie war zu der Zeit bereits todt. Ich begrüßte auch Madame und nahm die meinem Amte gebührende Stelle bei ihr ein; Anfangs sprach sie gar nicht mit mir, dann aber musterte sie mich von Kopf zu Füßen und warf mir ganz laut das Compliment hin:

„Sie sind sehr schön, Madame, man könnte Sie fast für eine Neuvermählte halten."

Ich war eben im Begriff, ihr beißend zu antworten, als der König erschien und ich nur noch Augen und Ohren für ihn hatte; er war von Monsieur, den Prinzen von Geblüt und allen Hofherren gefolgt. Mein Vater warf mir von fern einen Wink mit den Augen zu, aus dem ich errieth, daß er Alles wußte.

Der König benahm sich wie gewöhnlich und gab mir durchaus kein Zeichen der Auszeichnung; ich war starr vor Ueberraschung.

Man verfügte sich nach der Kapelle. Ich folgte Madame, voll Verzweiflung, nicht an der Stelle zu sein, wo ich meiner Meinung nach hätte sein sollen. Ein Blick der Montespan brachte mich aber wieder zu mir selbst; sie schien über meine Niedergeschlagenheit zu triumphiren. Ich erhob wieder das Haupt; ich wollte schön sein, ich war es, und ich hatte die Genugthuung, es rings um mich her sagen zu hören.

Die Ceremonie ward in üblicher Weise abgehalten, die Ordensketten waren vertheilt, man kehrte wieder in die Appartements zurück, worauf Jeder sich hinbegab, wohin er wollte. Der König hatte sich in seine inneren Gemächer zurückgezogen.

Ich hatte bereits manches verstohlene Compliment, manchen discreten Glückwunsch über die mir bevorstehende Gunst hören müssen; diese plötzliche Sonnenfinsterniß brachte daher die Höflinge mehr in Verwirrung, als mich selbst; sie wußten jetzt nicht mehr woran sie waren. Lustig plaudernd schritt ich einher, obschon ich den Tod im Herzen trug, als plötzlich Herr von Marcillac sich mir näherte und mich ganz leise ersuchte, ihm zu folgen. Er war als der Vertraute der königlichen Liebschaften und Lauzuns Nebenbuhler beim König bekannt, der einzige Günstling Ludwigs XIV., der bis dahin noch keine auch nur vorübergehende Ungnade erfahren hatte. Er sieht mir ganz darnach

aus, als ob er sich noch lange halten würde, denn er ist ein sehr mittelmäßiger Kopf.

Alle Physiognomieen nahmen einen anderen Ausdruck an, mit Ausnahme der meinigen, die ich zu beherrschen wußte. Einige Augenblicke verweilte ich noch, theils um mich an der anderen Verwirrung zu ergötzen, theils um nicht allzudienstwillig zu erscheinen und meine Würde zu behaupten; dann empfahl ich mich und schlug den Weg nach meinen Zimmern ein, von wo aus ich ja immer noch gehen konnte, wohin es mir beliebte. Herr von Marcillac ging vor mir her. Er kannte alle geheimen Gänge und Treppchen eben so genau wie Bontems, des Königs Kammerdiener, zu dem wir uns verfügten. Wir fanden diesen geheimsten Vertrauten Sr. Majestät bereits unser harrend und mich mit einer Verbeugung bis zur Erde begrüßend.

Herr von Marcillac ging nicht fort, niemand sprach und ich wußte nicht, woran ich war. Endlich nahm ich mir die Freiheit zu fragen, was denn das Alles bedeuten solle?

„Se. Majestät wünscht Sie zu sehen, Madame," antwortete Herr von Marcillac.

„Wohin soll ich also gehen?"

„Bontems wird Sie führen; er hat das Losungswort für die kleinen Entrées."

„Warum die kleinen Entrées?"

„Se. Majestät wird Ihnen dies selbst sagen."

„Dann begreife ich nicht, warum Sie, Herr Herzog, mich aus der Galerie abgerufen haben?"

„Auf Befehl des Königs, Madame."

Alles das schmeckte eben nicht sehr nach den schönen Redensarten vom Abend vorher; ich war nahe daran, loszubrechen, allein ich hielt an mich; ich wollte das Ende des Stückes abwarten.

„Nun denn, Herr Bontems," sprach ich mit stolzer Haltung, „da Sie es sind, dem ich folgen soll, so führen Sie mich."

Er ließ es sich nicht zweimal sagen, und führte mich durch eine Menge finsterer, enger, übelriechender Corridors und geheime Gänge, die keineswegs für einen Anzug, wie der meinige war, passend erschienen, bis an eine kleine Thüre, am Ende eines einäugigen Ganges, in einem Theil des Schlosses, den nur die niedere Dienerschaft zu betreten pflegte und in den ich noch niemals den Fuß gesetzt hatte.

Ich erstickte fast vor Zorn und war wohl zehnmal im Begriff wieder umzukehren. An jener kleinen Thüre angelangt, blieb er stehen, zog einen winzigen Schlüssel hervor, schloß auf, machte abermals eine noch tiefere Verbeugung als die erste, und flüsterte mir leise zu, indem er mich durch eine Handbewegung zum Eintreten einlud:

„Der König ist hier."

Ich trat ein.

In der That erblickte ich den König, in einem sehr kleinen, aber ungemein reichverzierten Cabinette sitzend, das nur von oben durch ein kleines vergittertes Fenster dämmernd beleuchtet war. Er stand sogleich auf, kam auf mich zu und hielt mir die Hand hin; ich reichte ihm jedoch nicht die meinige, sondern beschränkte mich auf eine höchst ehrerbietige und ceremonielle Reverenz.

„Ach Madame!“ rief er, „Sie sind schöner als die schönste aller Schönen und ich bin glücklich, Sie vor mir zu sehen!“

Ich wiederholte dieselbe Verbeugung.

„Wie denn?“ fuhr er fort; „Was soll das bedeuten? Finde ich Sie so wieder? — so verschieden von gestern! Sind Sie schon anderen Sinnes geworden? Haben Sie vergessen —“

„Im Gegentheile, Sire, ich habe Nichts vergessen, und mich will bedünken, ich sei bis jetzt die Einzige, die sich des gestrigen Abends noch erinnert.“

Der König ward purpurroth und versuchte zu lächeln.

„Ach ja, gestern!“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Sie scheinen mir sehr pressirt, Madame; ich sehe, daß man mich nicht getäuscht hat; der Ehrgeiz scheint bei Ihnen stärker zu sein, als die Liebe.“

Diese Art von Declaration mit dem Pistole auf der Brust, so verschieden von dem, was ich am Abend zuvor gehört hatte, verwirrte mich. Meine Feinde waren bereits sehr thätig gewesen, sie hatten ein sicheres Mittel gefunden, in wenigen Stunden Alles wieder umzustoßen! Ich wußte freilich noch nicht, daß die La Valliere ihren königlichen Geliebten am Abend im geheimen Durchgange erwartete, und daß sie gestern, nachdem der König bereits von mir gegangen, noch lange beisammen gewesen waren. Ihre Thränen, ihre Verzweiflung, ihre Bitten, das nur halb erloschene Liebesfeuer, die Scheu vor einem Eclat, und vor allen Dingen die Macht der Gewohnheit, hatten beigetragen, mir eine Niederlage zu bereiten. Uebrigens

muß ich auch sagen, — da ich mir einmal unbedingte Aufrichtigkeit zur Pflicht gemacht habe, — daß den König mehr Begierde, als wirkliche Liebe zu mir gezogen hatte. Seine Jugend, sein heißes Blut rissen ihn hin, aber sein Herz und seine Vernunft hielten ihn wieder zurück. Meine Familie war zu bedeutend; eine Favorite aus dem Hause Gramont, und vollends eine Favorite meiner Art, konnte eine gefährliche Macht im Staate werden. Er fühlte dies und ganz besonders fühlte er, daß er nicht ohne Widerstand siegen werde, und vor Nichts in der Welt hegte er eine größere Antipathie.

Es bedurfte einer so großen Hartnäckigkeit und Willenskraft, wie Frau von Montespan besaß, und wie sie mir leider nicht verliehen war, um den Platz zu erobern, den sie noch jetzt inne hat, wenn auch freilich nur in effigae. Die Mortemarts sind zwar eben so große Herren wie die Gramonts; aber niemals haben sie diesen Geist der Intrigue und Eroberungen besessen, den mein Vater und meine Oheime besitzen. Der dicke Vivonne hat sich durch die Gunst seiner göttlichen Schwester zum Marschall von Frankreich, General der Galeeren und Gouverneur der Champagne ernennen lassen, aber nie in seinem Leben hat er auch nur eine menschliche Seele zu beherrschen versucht, hat niemals jemand einen guten Rath ertheilt, oder sich um irgend etwas anderes bekümmert, als sich recht zu belustigen und seiner langweiligen Madame de Lüdres den Hof zu machen. Mein Vater hätte nicht an seiner Stelle sein dürfen, der würde ganz andere Dinge gethan haben!

Ich fühlte mich von meiner geträumten Höhe herabgestürzt. —

Ich bin stolz, wie man weiß; ich vermag keinen Zwang, oder auch nur den Schimmer einer Nichtachtung zu ertragen, und machte eine Bewegung nach der Thüre zu.

„Wo wollen Sie hin?“ frug der König etwas überrascht.

„Sobald Ew. Majestät mich verkennen, kann und darf meines Bleibens hier nicht länger sein, und ich bitte um die gnädige Erlaubniß, mich sogleich entfernen zu dürfen.“

„Im Gegentheil, Prinzessin; setzen Sie sich und lassen Sie uns vertraulich plaudern.“

Das war so gut wie ein Befehl, dem ich Gehorsam leisten mußte. Ich ließ mich von ihm zu einem Ruhebett führen.

Vierzehntes Kapitel.

Der König verstand nicht zu scherzen, ja er konnte nicht einmal zum Scheine scherzen, jede Verstellung dieser Art war ihm unmöglich. Dennoch wollte er den Schlauen spielen, allein ich errieth ihn alsbald und hielt mich scharf auf der Hut.

„Hören Sie mich an," fuhr er fort; „ich bin ohne Zweifel sehr strafbar in Ihren Augen, nicht wahr? Ihrer Meinung nach hätte ich diesen Morgen, nachdem ich die Ordensketten und den Ritterschlag ertheilt, Madame de Monaco bei der Hand nehmen und Sie, wie es zur Zeit meines Ahnherrn Philipp August Mode war, vor dem ganzen Hofe zur Königin der Schönheit und der Liebe erklären sollen. Nicht wahr, das war es, was Sie erwarteten?"

„Sie spotten ganz vortrefflich, Sire, aber das ist

keine Entschuldigung, und noch weniger ein Mittel, meine Vergebung zu erlangen — wenn Sie mir dieses Wort und diesen Gedanken gnädigst erlauben wollen."

„Ich denke nicht daran mich zu entschuldigen, Madame, da ich gar nicht schuldig bin. Ich bin äußerst delicat in der Liebe, bin es vielleicht bis zum Uebermaß, indeß, trotz alle dem würde ich das, was ich gestern Abend versprach, erfüllt haben, wenn ein Wort, ein einziges kleines Wort mich nicht daran verhindert hätte."

„Und ist es mir gestattet zu fragen, was das für ein Wort sei?"

„Ich habe es Ihnen so eben genannt, Madame; ich fürchte, von Ihnen nicht geliebt zu werden, oder wenigstens nicht so viel und in der Art geliebt zu werden, wie ich es wünsche."

„Ich verstehe Sie nicht, Sire."

„Mit einem Worte, ich fürchte in Ihnen mehr das stolze, herrschsüchtige, nach Glanz und Auszeichnung dürstende Weib, als die liebende Geliebte zu finden. Es ist möglich, daß ich Unrecht habe, und es steht nur bei Ihnen, mich eines Besseren zu überzeugen."

„Und wie das?"

„Willigen Sie ein, das strengste Geheimniß zu beobachten, begnügen Sie sich mit meiner Liebe, mit meinem Herzen, und begehren Sie Nichts weiter. Sein Sie meine geheime Freundin, kommen Sie an diesen stillen, verborgenen Ort, um mir das Glück zu gewähren, das ich von Ihnen erwarte, und bleiben wir uns einander vor den Augen des ganzen Hofes fremd. Nehmen Sie es an, so

erkenne ich jene Gerüchte für Verleumdung und will Ihnen glauben, wie ich an mich selbst glaube."

„Ich nehme es an, Sire," sprach ich fest und entschieden.

„Wie! Sie nehmen es an? Sie willigen in diese seltenen, heimlichen Zusammenkünfte, hier, vor aller Welt verborgen? Sie willigen in eine blinde Hingebung, in die gänzliche Verleugnung, in das Opfer alles dessen, was Ihnen wünschenswerth ist?"

„Ja, Sire."

„Sie lieben mich also wirklich?"

Ich liebte ihn in der That, oder vielmehr, ich redete es mir selbst in diesem Augenblicke ein, und darum ward es mir nicht schwer, es auch ihm einzureden. Ich entwikkelte eine so wahrhafte Beredtsamkeit, daß sie ihn und mich selbst täuschte; nach Verlauf einer halben Stunde war er wieder eben so zärtlich, eben so vertrauensvoll, wie am Abend zuvor; er kam wieder auf denselben Punkt zurück, machte mir wieder dieselben Propositionen und drang stürmisch in mich, sie anzunehmen. Aber ich war geschickter als er, ich blieb mehr Herrin meiner selbst, ich lehnte Alles ab.

„Nein, Sire; wenn ich Ihnen bewiesen haben werde, was ich bin, wenn ich Diejenigen, die mich verleumden, beschämt haben werde, dann werde ich vielleicht in meinen Triumph einwilligen, wenn dies überhaupt jemals geschieht. Es liegt mir vor allem daran, Ihnen zu zeigen, wie feig und erbärmlich meine Feinde sind, und von Ihnen ganz erkannt zu werden, wie ich bin. Trüben Sie meine Freude,

mein Glück nicht durch vergebliches Bestürmen, oder Sie würden mir den Muth rauben, jemals wieder hierherzukommen.“

Er ward durch meine Beharrlichkeit, durch Bitten und Zärtlichkeit, durch das Aufgebot aller meiner Geschicklichkeit besiegt. Ich war auf das Lebhafteste piquirt, und das half mir meine Besonnenheit bewahren.

Wir verweilten noch lange in diesem himmlischen Cabinette, und als ich wieder in mein Zimmer zurückkehrte, war ich von meiner Zurückhaltung, dem mir selbst auferlegten Zwang und der Beherrschung meiner Sinne so angegriffen, daß ich mich niederlegen mußte. Meine treue Blondeau brachte die ganze Nacht an meinem Bett zu.

Am anderen Tage stand ich gekräftiget wieder auf, sicher meiner selbst, bereit, Allen die Spitze zu bieten und Alles zum Ende zu führen. Der Marschall kam in mein Zimmer, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen; die Gerüchte, die sich am Hofe verbreitet hatten und die auch ihm zu Ohren gekommen waren, machten ihn besorgt um mich; allein er mochte mich noch so fein und schlau auszuforschen suchen, ich schwieg.

„Ich befand mich etwas unwohl, mein Herr, und bin jetzt wieder ganz wohl auf, das ist das Ganze von der Geschichte. Der König hat mich in seiner Calesche gefahren, das ist allerdings wahr, aber er fährt sehr häufig Damen darin, je nachdem es ihm in den Sinn kommt, ohne daß es Jemand einfällt, Glossen darüber zu machen; warum also gerade bei mir? Ich werde sogleich wieder erscheinen, werde Allen, die es hören wollen, dasselbe sa-

gen, was ich Ihnen sage, und damit wird die Sache ein Ende haben."

Es geschah auch in der That so wie ich gesagt hatte, und ich hielt mein gegebenes Versprechen. Ich legte meinem Benehmen durchaus keinen Zwang auf, war natürlich, würdig, ernst, heiter, je nachdem es mir den Umständen angemessen erschien, und trotz alles Forschens und Beobachtens konnte Niemand mir das Geringste vorwerfen.

Mit dem Könige kam ich fast täglich in unserem heimlichen Versteck zusammen, wohin mich immer Bontems führte. Herr von Marcillac hatte Nichts mehr damit zu thun, dadurch wäre es zu offiziell geworden. Genug, ich hatte den Muth zu schweigen und keiner Seele ahnen zu lassen was ich empfand; ich blieb kalt und gleichgültig bei allen Spötteleien und Anspielungen und wußte mein ganzes Benehmen so abzumessen, daß man endlich dahin kam, an der Wahrheit zu zweifeln.

Der König war sehr erfreut darüber und überhäufte mich mit Complimenten; ja er wollte sogar in einer Anwandlung von Liebe und Großmuth meine Neider demüthigen und mich öffentlich als seine Geliebte erklären, allein ich lehnte es standhaft ab. Ich wollte Besseres.

Alle meine schönen Pläne und Aussichten scheiterten aber doch am Ende an einem höchst geringfügigen Umstande. Bevor ich dies jedoch erzähle, muß ich noch einer Scene Erwähnung thun, die in jene Periode fiel und den lebhaftesten Eindruck auf mich machte; ich darf sie um so weniger verschweigen, als sie den König in seiner ganzen Geistesgröße, Intelligenz, Macht und Herzensgüte zeigt.

Es war vor der Messe. Herr von Dangeau fing bereits an eine Art von Unterfavorit zu werden; er rühmte sich die schönen Künste zu lieben und die Männer der Wissenschaft zu protegiren. Der Hof war versammelt und erwartete das Erscheinen unseres Sire aus seinen Zimmern, als Dangeau dem Könige meldet, daß Corneille in der Galerie sei und um die Gnade bitte, Se. Majestät einen Augenblick sprechen zu dürfen. Es war dies sonst durchaus nicht üblich, aber zu jener Zeit war der König im Punkte der Etiquette noch nicht so streng, wie er es seitdem geworden ist.

„Lassen Sie Herrn Corneille eintreten," sagte er.

Man rief den braven Mann, der außer sich vor Entzücken über diese Gnade war und den Se. Majestät mit alle der Auszeichnung empfing, die er verdiente. Sein Genie war schon nicht mehr in seiner vollen Frische, man fing an sich mehr dem emporstrebenden Racine zuzuwenden, und seine Vermögensumstände verschlimmerten sich bedeutend.

„Nun, Herr Corneille," sprach der König gütig, „was wünschen Sie von mir?"

„Sire, meine Pension ist sehr gering, sie reicht nicht zur Befriedigung meiner Lebensbedürfnisse aus, und ich bin sehr unglücklich."

„Wie? hat Ihnen Herr Colbert nicht gegeben, was Sie bedürfen? Ich würde es ihm nicht verweigert haben. Ich liebe das Genie, Herr Corneille, und Sie sind eine der Größen meiner Regierung."

„Sire, Herr Colbert hat auf mein Bittgesuch gar nicht geantwortet."

„Sie haben sehr wohl daran gethan, sich an mich zu wenden; thun Sie dies stets; ich will nicht, daß Sie Mangel leiden."

Corneille war so ergriffen, daß er kaum sprechen konnte. Der König befrug ihn sogleich über mehrere gleichgültige Dinge, um ihm Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Er antwortete fast weinend. Se. Majestät war selbst tief gerührt, wie auch alle Anwesenden, so daß man die Stunde der Messe und den in der Galerie harrenden Hof darüber vergaß. Endlich erschien der Huissier und machte dem Könige eine stumme Verbeugung, um ihn daran zu erinnern, daß es hohe Zeit sei, aufzubrechen.

Da erhob sich der König, faßte Corneille am Arme, und ohne dem Huissier Zeit zu lassen die Thüre nur zu berühren, stieß er selbst beide Flügel auf und erschien am Arme des großen Tragikers Angesichts des ganzen Hofes.

„Meine Herren," verkündete er mit einer Stimme, die bis ans äußerste Ende der Galerie wiederhallte, „meine Herren, der König und der große Corneille."

Die Wirkung dieser Worte war eine unbeschreibliche, und nur die Ehrfurcht vor der Majestät hielt einen allgemeinen Beifallsjubel zurück. Corneille selbst hat später noch oftmals geäußert, es sei dies der schönste Augenblick seines Lebens gewesen.

Funfzehntes Kapitel.

Nach, oder vielmehr während der Messe, hatte mir der König das zwischen uns verabredete Zeichen gegeben, mich in unserm Asyle einzufinden, wie ich dieses kleine, damals nur erst von uns gekannte Winkelchen getauft hatte; seitdem haben Mehrere, und vor allen Madame de Soubise damit Bekanntschaft gemacht. Ich wußte es sehr bald, und dort ist es, wo sie sich noch jetzt mit dem Könige zusammenfindet, denn ihre Gunst ist unvergänglich, sie widersteht Allem, sie besiegt Alles. Seit zehn Jahren hat sie sich im Besitze behauptet, trotz allen La Vallieres, Montespans, und selbst noch in Gegenwart der Frau von Maintenon, deren Reich erst im Beginnen ist, die es aber noch sehr weit bringen wird. Sogar von meinem Leidenslager aus sehe und weiß ich Alles, was am Hofe vorgeht.

Schon seit längerer Zeit sprach Lauzun, wie ich bereits erwähnt habe, nur eben so viel mit mir, um nicht

geradezu eine Geringschätzung zur Schau zu tragen. An jenem Morgen aber — die Messe war kaum beendigt, Madame war, ich weiß nicht mehr, in welcher Angelegenheit, zu Ihro Majestät hinübergegangen, und ich wartete mit vielen anderen Personen in der großen Galerie, — als er plötzlich mit einer Miene, die ich bis dahin noch niemals an ihm wahrgenommen hatte, auf mich zukam.

„Madame," sprach er halb laut, „Sie sind diesen Morgen sehr triumphirend, Sie sehen Ihre Freunde gar nicht mehr an."

„Mein Herr," entgegnete ich in demselben spöttischen Tone, „wenn meine Freunde wünschen, daß ich sie ansehe, so müssen sie sich mir auch zeigen."

„Sehr wohl Madame, sie werden sich zeigen, verlassen Sie sich darauf."

Diese vier Worte enthielten eine Drohung; ich fühlte es, ohne sie noch zu verstehen.

„Nun wohlan, mein Herr, wenn meine Freunde sich zeigen, so werde ich sie auch wie ehemals ansehen, das verspreche ich Ihnen."

„Wer weiß, wer weiß! vielleicht nicht so, wie Sie denken, Madame."

Hierauf fing er an, mich wegen meines Kopfputzes, meines Schmuckes, meiner grünen Robe, die ich an dem Tage trug, und tausend anderen Narrenspossen zu bekritteln, welche den Leuten auffallend erscheinen sollten, und dergleichen mehr. Anfangs machte mich das wirklich ein wenig stutzig, allein bald darauf ward ich zu Madame gerufen und achtete weiter nicht darauf.

Sie sagte mir, daß wir den Tag in Saint-Cloud zubringen und am anderen Tag erst zurückkehren würden, so wie daß der König selbst, in Folge eines Couriers, den er erhalten, die Cour abbefohlen habe. Ich errieth sofort, daß dies zugleich eine geheimnißvolle Abbestellung unseres Rendezvous sein sollte, die mir der König auf diese Weise kund und zu wissen gab, und daß es wahrscheinlich erst den folgenden Tag stattfinden werde. Schon öfters war es geschehen, daß Madame, ohne es zu wissen, in dieser Art als Vermittlerin und Liebesbotin gedient. Wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte!

Als man diese Veränderung der Tagesordnung verkündigte, schien Lauzun plötzlich von einer abscheulichen Laune befallen zu werden; er fing an rechts und links mit aller Welt, gleichviel wen es betraf, zu keifen und zu zanken; man bildete förmlich einen Cirkel um ihn, um es mit anzuhören; man lachte herzlich über ihn, und vor allen Madame. Frau von Montespan, die darin excellirte, so daß der König selbst sich öfters kaum vor ihr zu wahren wußte, reizte ihn immer mehr an; sie stand zu der Zeit gerade im allerbesten Einvernehmen mit ihm. Ganz besonders fiel er über die schönen Männer her, die er Alkoven-Adonisse nannte. Er selbst, wie ich schon gesagt habe, war klein, fad, blond, nichts weniger als schön von Gesicht, aber seine ganze Haltung, sein Anstand, seine liebenswürdigen Manieren machten ihn schöner, als die Schönsten, größer, wie die Größten, sobald es ihm gefiel, diese zu zermalmen.

Wir brachen also nach Saint-Cloud auf, und zwar

bei einer wahrhaft erstickenden Hitze. Madame hatte zuweilen dergleichen Phantasien, ganz besonders, wenn ihre Liebe nur eines Flügels zum Fliegen bedurfte. Sie hatte Lauzun und eine Menge andere Hofcavaliere mit sich genommen, und die Wagenreihe schien endlos. Wir langten von der Sonne verbrannt und wenig zur Beachtung des Hofceremoniels geneigt an.

Madame liebte es keineswegs, und umging es möglichst, sobald Monsieur, der allerdings mit Leib und Seele daran hing, nicht zugegen war. Manchmal — und so auch an diesem Tage, — fiel es ihr ein, sich ohne alle Umstände aufs Parquet niederzusetzen, um mehr Kühlung zu genießen; ihr Hof machte es wie sie, das heißt, nämlich die Damen, zwischen denen die Herren wie die Schmetterlinge umherflatterten. So unausstehlich bissig Lauzun vorher gegen alle Herren gewesen war, eben so sehr erschöpfte er sich jetzt in Galanterien und Artigkeiten gegen die Damen, — versteht sich, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, — schwärmte überall umher und schien irgend einen guten Platz zu suchen, ohne es gerade bemerklich zu machen. Ich befand mich in halb liegender Stellung, die Hand umgekehrt hinter mir haltend, um mich darauf zu stützen. Plötzlich näherte er sich mir so, daß er mein Kleid berührte, um der Prinzessin von Tarent, die neben mir auf dem Parquet saß und sich fortwährend mit ihm neckte, zu antworten, setzte seinen hohen Absatz unvermerkt und mit der ganzen Wucht seines Körpers auf das Innere meiner Handfläche, pirouettirte auf demselben, und ging dann lachend davon.

Der Schmerz war furchtbar, aber der Gedanke an die Consequenzen, die es nach sich ziehen konnte, schoß mir blitzschnell durch den Kopf und machte mir es möglich, einen Schmerzensschrei zu unterdrücken; ich zog meine zerquetschte Hand zurück, verbarg sie in den Falten meines Kleides und schwieg. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, und hätte ich in dem Augenblicke gestanden, ich wäre sicher umgesunken. Es bedurfte aller meiner physischen und moralischen Kraft, um mich aufrecht zu erhalten. Aber trotzdem mußten es mehrere Personen an dem plötzlichen Wechsel meiner Gesichtsfarbe bemerkt haben, und hinterbrachten es Madame, die gerade zu der Zeit nicht sehr hold gegen mich gesinnt war. Es war während des Exils meines Bruders, und bei ihr hatten — mehr wie bei irgend jemand auf der Welt, — die Abwesenden immer unrecht; sie koquettirte eben mit Vardes, der später — doch man wird ja sehen.

Sobald man ihr gesagt hatte, was vorgefallen sei, rief sie mich zu sich; wollte ich einen Eclat vermeiden, mußte ich sogleich zu ihr gehen, so elend mir auch zu Muthe war.

„Man sagt mir eben,“ rief sie, „daß Sie verletzt sind, Madame?“

„Ich, Madame? Nicht im geringsten.“

„Das ist mir sehr lieb, denn dergleichen Verletzungen sind in der Regel sehr häßlich.“

Und das sagte sie mir ganz laut, in Gegenwart des ganzen Hofes! Ich war so gedemüthigt und beschämt, daß ich meinte, vor Aerger sogleich bersten zu müssen; es

fehlte nicht viel, so hätte ich ihr eine Impertinenz erwiedert; allein zum guten Glücke beherrschte ich mich noch in Hoffnung einer anderen, glänzenderen Rache.

„Morgen," dachte ich, „soll der König Alles erfahren; ich nehme an, was mir so oft geboten worden ist, wäre es auch nur, um mich für alle erlittenen Unverschämtheiten rächen zu können."

Dieser Entschluß gab mir meine volle Ruhe und Geistesgegenwart wieder; ich lachte und scherzte, ich spielte die Unbefangene gegen Madame so natürlich, daß sie wieder ganz so freundlich wie ehedem mit mir ward, zu Varde's großer Verwunderung, der Nichts von alle dem begriff; ich war es, die alle Welt wieder zu sich brachte, ich trug die Kosten der Unterhaltung und trug die Krone des Geistes und Witzes davon.

Als ich aber in mein Zimmer zurückkehrte, gab ich mich dem Zorne und Schmerze um so rückhaltloser hin; ich konnte nicht zu Bett gehen und streifte mit Blondeau und einem Laquai einen Theil der Nacht in den Alleen des Parks umher.

Man sollte zeitig nach Versailles zurückkehren, was mir ganz genehm war; ich hoffte den König zu sehen und meine Audienz zu haben, wie die alte Madame de Beauvais, die erste Lehrmeisterin des Königs in der Liebe, sich auszudrücken pflegte. Madame fuhr, wie gewöhnlich, in ihrer Carrosse; ich hatte meine verwundete Hand, die sehr geschwollen war und mir großen Schmerz verursachte, in den Handschuh gezwängt. Madame richtete mehrmals ihre Blicke darauf, sprach aber kein Wort darüber.

Die Reise ging übrigens ohne weitere Erörterung und ziemlich heiter von statten. Auf halbem Wege kam uns Herr von Marcillac entgegen, näherte sich dem Wagen und sagte uns, mit welcher Ungeduld der König uns erwarte und daß er der Frau Prinzessin mancherlei Projecte mitzutheilen habe. Ich hütete mich wohl, den Wink nicht zu verstehen, den ich zu benutzen beschloß, ohne mir jedoch das Geringste merken zu lassen.

In der That gewahrten wir auch sehr bald Se. Majestät mit Le Nôtre und einigen Gartenbeamten im Park auf und ab promenirend. Er sprach sehr lebhaft, und es schien, als ob er unsere Ankunft gar nicht bemerke, allein er hatte uns recht wohl gesehen; der König hatte eine ungemeine Fertigkeit, Seitenblicke zu werfen, die nur der verstand, dem sie galten, und ich hatte bereits darin einige Erfahrung erworben. Ich begab mich sofort in meine Zimmer und wartete, allein ich durfte nicht lange warten; Bontems erschien und benachrichtigte mich, daß man mich da erwarte, wo ich schon wisse.

Ich warf meine Mantelette um und folgte ihm, etwas weniger verhüllt als gewöhnlich, aber um so ungeduldiger. Wir wandten uns durch jene Menge geheimer Gänge und Schlupfwinkel, deren Zugang so Manche hätte kennen lernen mögen. Auf dem Treppenflur, dicht vor der Himmelspforte war ein Privet, das ich bis dahin niemals bemerkt hatte. Im Vorübergehen war es mir, als ob ich ein leises Geräusch darin vernähme; indeß achtete ich weiter nicht darauf und ließ Bontems ruhig seine Präliminarien treffen.

Für gewöhnlich schloß der König die Thüre selbst auf, wenn er in das Cabinet kam, steckte den Schlüssel außen an und machte dann die Thüre wieder zu; wir fanden sie dann immer bereit. Diesmal aber mochte Bontems den Schlüssel suchen, sich darnach bücken, umsehen, Alles durchstöbern so viel er wollte, keine Spur von einem Schlüssel war zu entdecken.

Und doch wußten wir, daß der König drinnen war, daß er uns erwarte. Was nun anfangen?

„Se. Majestät wird vergessen haben, die Thüre aufzuschließen," flüsterte mir Bontems zu.

Es blieb nichts anderes übrig, er mußte klopfen, erst leise, dann stärker, und immer stärker, bis endlich der König selbst an die Thüre kam und frug, wer da sei.

„Ich bin es, Sire," erwiderte der Kammerdiener.

„Allein?"

„Nein, Sire."

„Herein also."

„Unmöglich, Sire; Ew. Majestät haben den Schlüssel anzustecken vergessen."

„Warum nicht gar; ich habe ihn wie gewöhnlich in das Schloß gesteckt."

„Ich kann Ew. Majestät versichern, daß er nicht da ist."

„Ich habe ihn aber angesteckt!"

„Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten zu versuchen, ob die Thüre von innen zu öffnen sei."

Der König versuchte es, allein vergeblich.

„Das Schloß ist zweimal herumgeschlossen; da muß

irgend eine Teufelei dahinter stecken. Welcher Unverschämte kann sich eine solche Frechheit erlaubt haben! —“

Wir fuhren fort durch die geschlossene Thüre zu parlamentiren und die Situation fing an, höchst lächerlich zu werden.

Wenn wir erst gewußt hätten!

Sechzehntes Kapitel.

Ich muß gestehen, ich wüßte nichts Lächerlicheres, als das Colloquium durch eine verschlossene Thüre, welches nun zwischen uns abgehalten ward, ohne daß wir zu einander gelangen konnten, so geringfügig auch das Hinderniß war. Der größte König des Weltalls, durch ein winziges Instrumentchen in seinem Willen beschränkt!

Bontems suchte den unglücklichen Schlüssel wie eine Stecknadel, der König drückte, pochte und rüttelte mit aller Macht am Schlosse, ich befand mich in höchster Verlegenheit und wußte wahrlich nicht, was aus der Geschichte werden sollte. Ich hielt meinen Zorn gewaltsam zurück, so sehr es auch in mir kochte und tobte, und schon war ich auf dem Punkte loszubrechen, als plötzlich der König mir ein sehr trockenes „Gute Nacht!" durch die Thüre zurief, und wir dann Nichts weiter von ihm vernahmen.

„Se. Majestät scheinen mir sehr verstimmt durch diese Sache," sagte Bontems leise zu mir, „und ich ersuche die Frau Prinzessin, morgen mit ihm zu sprechen und Alles aufzubieten, um ihn wieder zu besänftigen. Ich kenne ihn; er pflegt dergleichen Dinge sehr ernst zu nehmen; er wird irgend einen verborgenen Nebenbuhler dahinter argwöhnen, und das ist etwas, was er niemals verzeiht."

Ich antwortete Nichts darauf, ich hielt es unter meiner Würde, mich gegen den vertrauten Kammerdiener Ludwigs XIV. zu rechtfertigen, und er geleitete mich wieder in meine Zimmer zurück. Ich hatte große Lust, mich krank melden zu lassen und gar nicht im Abendcirkel zu erscheinen; ich bedachte jedoch, daß ich dann, wenn mir wirklich irgend ein hämischer Streich gespielt worden sei, den Uebelwollenden nur einen um so größeren Triumph bereiten, und die Lacher auf ihre Seite bringen würde.

Und ich hatte sehr klug daran gethan, wie man sogleich sehen wird, denn Folgendes hatte sich zugetragen:

Lauzun hatte von meinen heimlichen Unterhaltungen mit dem Könige, ich weiß nicht durch wen, Wind bekommen, und die Art, wie ich zu ihm gelangte, ausgekundschaftet; an dem Tage hatte er zuvor alle Umgebungen und Localitäten untersucht, um irgend einen Schlupfwinkel ausfindig zu machen, hatte das Privet entdeckt, sich hinein retirirt und durch Vorlegung des Hakens vor einem etwaigen Ueberfall gesichert. Nicht zehn Minuten war er auf seinem Lauerposten, als er durch ein Luftloch den König die Thüre des Cabinets öffnen, den Schlüssel außen anstecken und sich dann wieder in dasselbe zurückziehen sah. Augenblicklich

schlüpfte er heraus, zog ganz leise und vorsichtig den Schlüssel ab, warf ihn in das Privet, um sicher zu sein, daß ihn Niemand von ihm zurückbekommen könne, und kehrte dann wieder auf denselben Lauerposten zurück, immer unter dem Schutze seines Thürhakens.

Er ward hierauf Zeuge des ganzen, so ärgerlichen wie lächerlichen Auftrittes, hütete sich aber wohl, gegen irgend eine Seele auch nur eine Sylbe davon verlauten zu lassen; nur mir selbst erzählte er es später während unserer kurzen Versöhnung. Ich kann nicht sagen, daß ich ihm die alberne Figur, welche ich bei jener Veranlassung spielte, vergeben habe, so wie ich fest überzeugt bin, daß er um dieses einzigen boshaften Streiches willen, — der vielen anderen gar nicht zu gedenken, — seine Gefangenschaft redlich verdient hat. Dennoch hatte derselbe keine unmittelbaren schlimmen Folgen für ihn.

Am Abend, beim Spiele, sprach der König, der sich sonst immer sehr viel mit mir zu unterhalten pflegte, keine Sylbe mit mir; er begrüßte mich mit seiner gewöhnlichen Galanterie, und das war Alles. Er spielte ein sehr unglückliches Reversis mit Langlée, Dangeau und meinem Oheime, der in gewohnter Weise tausend Lazzi trieb. Ich wollte mich zur Partnerin des Grafen von Gramont machen, um Gelegenheit zu haben, mich am Spieltische aufzuhalten.

„Nein, keine Damen heute Abend," sprach der König, „die Partie steht zu ernsthaft; sie würden uns amüsiren und mein Mißgeschick nur verschlimmern; ich will nicht."

Ich begriff sofort, daß Bontems richtig gesprochen hatte; aber es liegt nun einmal in meinem Charakter, mich um so fester an Das zu klammern, was mir entschlüpfen will, so wie ich andrerseits, wenn dies einmal geschehen, nicht das Mindeste thue, um es wieder zu erobern. Ich dulde die Capricen Anderer, wenn es sein muß, aber ich beuge mich nicht vor ihnen, selbst nicht vor denen des Königs. Ich hatte mir keinen Vorwurf zu machen und beschloß, es in Ruhe abzuwarten. Ich war äußerlich unbesorgt und heiter, aber innerlich litt ich zum Sterben.

Eine ganze Woche verstrich so, ohne daß sich irgend etwas in der Sachlage änderte. Die Geschichte coursirte ohne Namen, niemand wagte es, auch nur an den König zu denken, oder wenn man ja an ihn dachte, so nannte man ihn doch nicht, und noch viel weniger die Dame; aber man machte sich laut auf ihre Kosten, so wie auf die des eingesperrten Liebhabers lustig. Man sprach sogar in der Carrosse der Königin davon, in welcher ich mich mit dem Könige, der Königin und Madame befand. Letztere war besonders unerschöpflich an Witzeleien, und ich befand mich wie auf der Folter.

„Ich sehe im Geiste den Liebhaber," sagte sie lachend, „hinter der Thüre ungeduldig harrend, die Schöne im Corridor, den Vertrauten überall den unglückseligen Schlüssel suchend, und den eifersüchtigen Nebenbuhler in seinem Observatorium, sich an dem Schauspiele erlabend. Ein köstlicher Anblick muß es gewesen sein!"

„Und wie endigte es noch?" frug die Königin.

„Ich weiß es," antwortete der König, „denn ich habe die Geschichte aus der Originalquelle erfahren."

„Sie, Sire?" rief Madame, mir einen verdächtigen Blick zuwerfend; „nun, und wie lief es ab?"

„Ich sollte meinen," sprach der König etwas ernster, „es sei allgemein bekannt, wie discret und verschwiegen ich bin, und desgleichen, daß meiner Polizei Nichts entgeht, was irgend im Schlosse vorfällt. Ich kenne die beiden Liebhaber, und kenne die Dame; sie hat eine gute Lehre erhalten, zu ihrem Besten wünsche ich ihr, daß sie Nutzen daraus ziehe. Ich habe in meiner Kindheit ein spanisches Buch gelesen, dessen Held sich in einer endlosen Reihe von Sprichwörtern ergeht; eines derselben ist mir bei jener Gelegenheit besonders wieder eingefallen, und auch die Schöne wird wohl daran thun, es sich hinters Ohr zu schreiben: Man soll nicht zwei Hasen auf einmal hetzen!"

„Sprichwörter sind überhaupt eine gute Sache," sprach die Königin, die Nichts von alle dem verstand; „ich kenne das Buch, von dem Sie sprechen; wir schätzen es sehr hoch in Spanien, und es wundert mich, daß Sie es nicht schon längst haben ins Französische übersetzen lassen."

Niemand erwiderte ein Wort. Ich hatte meinen Stich weg; er traf den empfindlichen Fleck und ich mußte alle meine Seelenkraft zusammennehmen, um nicht loszubrechen. Ich lächelte, und würde gelächelt haben, auch wenn man mir mit augenblicklichem Tod gedroht hätte.

Madame spürte etwas, das merkte ich wohl.

„Die arme Dame ist sehr gedemüthigt," sprach ich

heiter, „und wenn sie klug ist, so muß sie fühlen, daß es jetzt, oder nie, hohe Zeit für sie ist, sich zurückzuziehen.“

Diese Kühnheit rettete mich in den Augen der Anderen; was den König anbelangt, so weiß ich in der That jetzt noch nicht, was er sich dabei dachte.

„Sie haben gut reden, Frau Herzogin,“ erwiderte er; „aber nicht Jeder kann thun, was ihm beliebt; man hat einen Gemahl, eine Familie, Pflichten, vielleicht auch — und sogar wahrscheinlich — ein Amt, das man nicht so ohne Weiteres im Stiche lassen kann. Wenn man es mit einem Manne von Ehre und Zartgefühl zu thun hat, so kann man sicher sein, und wäre er auch noch so tief verletzt, daß er schweigen, und mehr die Umgebungen und Umstände berücksichtigen werde, als die Person selbst; er begnügt sich mit einer geheimen Verachtung, behält übrigens aber seine Meinung für sich.“

Frau von Montespan lachte laut auf; sie brütete über irgend eine Bosheit, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ:

„Wie, Sire!“ rief sie, „Sie nehmen die Sache so leicht? Und was würden Sie an der Stelle des Liebhabers gethan haben?“

„Welches von den beiden?“ frug Madame.

Ich sollte den Giftbecher tropfenweis leeren.

„Je nun, dessen, den man so allerliebst hinter seine eigene Thüre eingesperrt hatte. Was für ein Gesicht mag er gemacht haben! Ha, ha, ha, ha! Ueber die possirliche Welt!“

Der König hätte mit jenem gefoppten Liebhaber in der Comödie antworten können:

„— — Hätte ich doch nicht geglaubt
„daß ich so possirlich sei! — — — —“

„So possirlich es Ihnen auch erscheinen möge, Madame,“ sprach der König, nur mit Mühe noch an sich haltend, „so würde ich doch ganz wie er gehandelt haben. Ich würde mich, von der Höhe meiner Verachtung herab, damit begnügt haben, die Schöne demjenigen zu überlassen, dem sie den Vorzug giebt, ohne deshalb irgend Jemand Böses zuzufügen. Rache ist eines wahrhaft edlen Herzens unwürdig, und niemals steigt es bis zu ihr herab. Aber mich däucht, es wäre nun genug des Geschwätzes über diese Albernheit; sprechen wir von anderen Dingen.“

Von diesem Augenblicke an blieb sich der König in seinem Benehmen gegen mich vollkommen gleich: höchst artig und galant, aber kalt; er fügte mir nichts Böses zu, gewährte mir aber auch nicht die geringste Gunst mehr. Ich hatte für Herrn von Monaco um den Titel und Rang eines fremden Prinzen gebeten, auf den er, meiner Meinung nach, wohl eben so viele Ansprüche hatte, wie die Herren de Rohan, und so viele Andere, die nicht einmal wirkliche souveraine Fürsten sind. Der König hatte es mir privatim schon so gut wie zugesagt, schlug es mir aber hinterdrein officiell ab. Meine Brüder sind von da an fortwährend verfolgt, und um ein Nichts gequält worden. Der arme Guiche hat fast die Hälfte seines Lebens in der Verbannung zugebracht; allerdings hatte er auch Thorhei-

ten in reichem Maaße begangen. Louvigny, der doch ein sehr bedürftiger Cavalier war, konnte nicht einmal die Nachfolge seines Bruders erlangen, als dieser sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, seine Obristenstelle der Garde niederzulegen; mein Vater hatte den Schaden davon. Mit Ausnahme seiner freien Meinungsäußerung, die man ihm ließ, weil er damit belustigte, behielt er nicht viel von seiner früher besessenen Gunst. Der Graf und die Gräfin von Gramont waren die Einzigen meiner Familie, deren Stellung am Hofe ganz dieselbe wie vorher blieb. Freilich muß ich sagen, daß meine gute Tante mich nicht ausstehen kann und ihren Haß offen kund giebt, so wie es unmöglich ist, auf meinen Oheim wirklich böse zu werden; er lacht und scherzt über Alles, und nimmt Nichts auf der Welt ernsthaft.

Selten in meinem Leben habe ich so viele Qualen ausgestanden, als auf dieser Promenade; sie währte drei volle Stunden; dann war großes Ceremonienapartement, wegen des Empfanges eines venetianischen Gesandten; wir mußten ihm Alle beiwohnen, ich unmittelbar neben Madame, in meiner Eigenschaft als Obersthofmeisterin. Am Abend war Cirkel bei der Königin, eine neue Marter für mich, und endlich kam Madame gar noch auf den Einfall, eine nächtliche Spazierpartie bei Fackelschein zu halten, wie in den ersten Tagen nach ihrer Vermählung. Alles war ausgelassen heiter, lachte und scherzte, und ich natürlich mehr, wie alle Anderen.

Lauzun erwischte mich in einem Winkel der Charmille,

denn wir spielten und sprangen herum wie die Kinder, hielt mich hinter einem Baume fest und sagte:

„Wahrlich, Sie besitzen den Muth eines römischen Gladiators, die lachend starben, wie gestern Herr von Condom bei der Königin erzählte.“

„Ich sterbe keineswegs, mein Herr, und verspüre auch noch nicht die geringste Lust zum Sterben.“

„Wenn ich Sie nicht genau kennte, würde ich Ihnen glauben, so wunderbar schön und stolz sind Sie.“

Ich wollte ihm entschlüpfen, aber er hielt mich fest.

„Sie zürnen mir wohl sehr, nicht wahr?“

„Ich, mein Herr? Warum sollte ich Ihnen zürnen? Sie lieben mich nicht mehr, das steht ganz in Ihrem Belieben, und es ist nicht meine Art, die Leute mit Gewalt zu halten. Ich bitte, thun Sie desgleichen.“

„Ich liebte Sie nicht mehr? Ach, wollte doch der Himmel, daß Sie die Wahrheit sprächen!“

„Mein Herr, ich glaube, Frau von Montespan ruft so eben nach Ihnen.“

„Ich bin in Verzweiflung, Sie jetzt allein lassen zu müssen, aber zu allem Unglück hat Bontems seinen Schlüssel verloren.“

Und er entschlüpfte mit diesem beißenden Witze, den ich ihm niemals vergessen werde.

Siebzehntes Kapitel.

Und nun, da ich meine Beziehungen zum König aufrichtig und ohne Hehl mitgetheilt habe, woran mir viel gelegen war, jetzt beeile ich mich, die Geschichte meines Bruders mit Madame da wieder aufzunehmen, wo ich sie vor meiner Abreise nach Monaco gelassen habe. Wenige Menschen wissen sie genau; die mehrsten machen eine Art von Schäferroman daraus, was niemals der Fall gewesen ist. Madame wußte sich ganz gut über die Abreise meines Bruders zu trösten, so wie mein Bruder über Madames Tod, nachdem er sich in Gesellschaft meiner Mutter und seiner kleinen Hundchen satt geweint hatte.

Er verliebte sich dann wieder auf seine Weise in die Herzogin von Brissac, die ihn anbetete und sich dabei das Ansehen einer ländlichen Gottheit zu geben suchte. Diese Liebe war eine höchst sonderbare, um nicht zu sagen drollige; ich glaube nicht, daß sie nur ein einziges Mal wie an-

dere Leute zu einander gesagt haben: ich liebe Sie! Sie verdrehten die Augen, sie hoben den kleinen Finger zum Himmel empor, um ihn zum Zeugen ihrer Narrenspossen anzurufen, woraus sich dieser gewiß sehr wenig machte, und sophisticirten stundenlang in allen Tonarten mit einander; im Uebrigen kann ich wirklich nicht sagen, was sie miteinander angaben. Gegen Ende seines Lebens cursirten allerhand seltsame Gerüchte über Guiche, und Ninon de l'Enclos sagte von der Grignan und mir:

„Diese beiden Damen sind die einzigen Männer in ihren Familien."

Dennoch zeigte Louvigny einige Anwandlungen von männlichem Character zur Zeit seiner Verheirathung mit Mademoiselle de Castelnau, die er in ganz niedlicher Weise entführte. Ihr Herr Bruder nahm aber die Sache keineswegs in spaßhafter Weise und setzte Louvigny das Pistol an die Kehle, der nach Art meines Oheims, dessen Namen er führte, im Punkte des Muthes nicht eben sehr hieb- und stichfest war. Er heirathete sie endlich, allein ich bin noch jetzt versucht zu glauben, mehr aus Furcht, als aus Liebe. Die arme Frau mußte es theuer bezahlen; er gab ihr Nüsse von allen Gattungen aufzuknacken, was sie aber, wie die Galans des Hofes behaupten wollen, ihm reichlich vergolten hat. Der einzige glückliche Augenblick, den er ihr verschafft hat, war, als er ihr beim Tode seines älteren Bruders den Titel einer Herzogin von Gramont sicherte.

Wir haben Madame und Guiche im Augenblicke meiner Abreise verlassen, als sie eben Dummheiten auf Dummheiten gehäuft, und es glücklich dahin gebracht hat-

ten, daß mein Bruder aus Fontainebleau verwiesen wurde. Wie man sich erinnern wird, hatte ich keine Lust mehr, mich hineinzumischen. Folgendes hatte sich nun während meiner Abwesenheit zugetragen.

Als Madame mich nicht mehr zur Seite hatte, um ihr beizustehen und ihre Unvorsichtigkeiten wieder auszugleichen, näherte sie sich mehr als je der Gräfin von Soissons, einer sehr gefährlichen Vertrauten, mit der sie sich nicht einmal begnügte, sondern ihr eine andere beigesellte, die nicht gerade dieselben Unannehmlichkeiten hatte, dennoch aber durch ihren Hang zu Intriguen und Zwischenträgereien, durch ihre wenige Vernunft und das Unsinnige ihres Betragens immer noch in hinreichender Quantität. Es war dies Mademoiselle de Montalais, die Schwester der Frau von Marans, deren ich schon einmal Erwähnung gethan zu haben glaube, die ein Kind vom Herrn Herzog hatte, sich dann, wie so viele Andere, sterblich in Herrn von Longueville verliebte und nach dessen Tode eine Frömmlerin ward, in der Meinung, sie habe nun niemand mehr, dem sie ihr Herz zuwenden könne, als unsern Herrgott. Sie hätte sich viele Lächerlichkeiten erspart, wenn sie früher auf den klugen Einfall gekommen wäre.

Die Ehrenfräuleins der Königin und von Madame hatten die Galans dutzendweise; man hätte ein besonderes Findelhaus errichten können, um ihre Kinder aufzuziehen. Mademoiselle de Viennes hatte eines vom Chevalier von Lothringen, das sie der Frau von Armagnac übergab und das diese mit ihren eigenen Kindern erziehen ließ; es ist dies eine bekannte Sache und sie verheimlicht es nur gerade

so viel, als durchaus nöthig war, um nicht geradezu als eine Unverschämte dazustehen und sich von den kleinen Straßenbuben mit Steinen werfen zu lassen. Jemand, der die Memoiren dieses ganzen Hofes schreiben und der strengsten Wahrheit gemäß Alles darin aufnehmen wollte, was sich in der Art zugetragen, würde der Nachwelt ein prächtiges Buch hinterlassen. Man will behaupten, daß sich der Graf von Bussy-Rabutin damit beschäftige; ich möchte wohl wissen, ob und was er von mir schreibt.

Zur selben Zeit war die Montalais auch die intimste Freundin und Herzensvertraute der La Valliere; sie war zu diesem Amte geschaffen, mit dem sie das der Maitresse eines Freundes meines Bruders verband, eines Originals eigenthümlicher Art, Namens Malicorne. Diese Montalais hatte eine ganze Legion von Dämonen für Liebesintriguen im Kopfe; fünf oder sechs hatte sie wenigstens auf einmal im Gange; sie lief von Einem zum Anderen, immer die Taschen voll Liebesbriefchen, die sie selbst jedem zutrug, ohne sich jemals in der Adresse zu irren, was ich in Wahrheit bewundere. Sie war dreist genug, sich ohne Weiteres in den Liebeshandel ihrer Gebieterin mit meinem Bruder einzudrängen, und erkärte ihnen ganz unumwunden, daß sie unumschränkt über sie verfügen könnten, wenigstens der Liebhaber, denn was Madame betraf, so machte diese noch gern einige Umstände.

Eines Tages stattete sie ihr eine Art von Krankenbesuch ab, (Madame war guter Hoffnung und sehr leidend;) sie warf sich ihr zu Füßen und fing an ihr zu schmeicheln und sie zu streicheln wie ein Kätzchen, was Madame in

solchen Augenblicken, wo sie sich über ihre kleinen Leiden und die Langeweile, die ihr Monsieur verursachte, zu beklagen pflegte, ungemein gefiel. Allmählich wagte sich die Montalais immer weiter heraus, sprach von Tröstungen und Schadloshaltungen, von einem schönen jungen Herrn, der aus Liebe zu ihr sterbe, der wundervolle Briefchen schreibe und bat Madame, nur ein einziges Mal die Hälfte eines solchen mit anzuhören.

Anfänglich weigerte sich die Prinzessin. Die Montalais wendete sanfte Gewalt an und begann endlich einige der verliebten Phrasen, welche Guiche ihr für seine Herzenskönigin zugestellt hatte, vorzudeclamiren. Madame versuchte zwar, ihr scherzend Schweigen aufzuerlegen, aber dennoch hörte sie zu, und endlich gelang es der Montalais, sie so zu umgarnen, daß die Prinzessin ihr erst gestand, die Liebe Guiches mißfalle ihr keineswegs, nach einigen Tagen aber gar, daß sie ihn wieder liebe.

Dies ereignete sich in Fontainebleau, wohin Guiche nach der Reise hatte zurückkehren dürfen; er wußte im Voraus, woran er sich zu halten habe, allein diese Reise konnte ja möglicherweise die Lage der Dinge geändert haben, und die Hülfe der Montalais kam ihm daher sehr gelegen, um nöthigenfalls Alles wieder ins alte Gleis zu bringen, was sie ganz trefflich verstand. Als Madame Fontainebleau in der Tragsänfte wieder verließ, wußte die Montalais ihr mehr als zwanzig Liebesbriefchen des Grafen hineinzupracticiren, welche sie während der Reise las, um sich zu zerstreuen, und auch um anderer Ursache willen, nicht als ob sie sehr verliebt gewesen wäre, aber um doch

einen Roman zu spielen und sich zu unterhalten. Einen einzigen Mann hat sie wirklich und wahrhaft geliebt, aber das war nicht Guiche.

Madame wohnte damals in den Tuilerien und blieb daselbst einige Wochen, ohne sie nur einmal zu verlassen. Das hinderte aber die Montalais nicht, die Angelegenheiten der La Valliere und ihrer Gebieterin bestens zu betreiben, indem sie jeder von Beiden, ohne daß die Eine oder Andere das Mindeste davon wußte, die Geheimnisse derselben zutrug. Sie hielt sich, mit ihrem Malicorne, für die Beherrscherin Frankreichs, weil sie die Unterhändlerin des Königs, wie seiner Schwägerin war.

Bald aber genügten ihr die Liebesbriefchen nicht mehr, (man erinnere sich, daß Alles dieses während meines Aufenthaltes in Monaco vor sich ging;) sie mußte durchaus Zusammenkünfte veranstalten, und betrieb dies mit einer Dreistigkeit, deren sie allein auf der Welt fähig war; mein Bruder mußte unter allen Umständen bis zur Prinzessin gelangen. Hätte Monsieur nur eine Ahnung von ihrem Treiben gehabt, ich glaube er wäre im Stande gewesen, sie durch seine Pagen auspeitschen zu lassen.

Unter anderen Tollheiten kam sie endlich sogar auf den Einfall, den Grafen als eine alte Wahrsagerin zu verkleiden, und so gut, daß sie ihn am hellen Tage, unter den Augen der Laquaien, der Ehrenfräuleins und der ganzen Hausdienerschaft von Madame, die ihn doch so häufig gesehen hatte, in die Tuilerien zu schmuggeln; niemand erkannte ihn.

Sie führte ihn geradezu in die inneren Gemächer, wo

Madame sich eben vorlesen ließ und von allen ihren Damen umgeben war, wie eine Frau von solchem Range es gewöhnt ist, wenn sie unpäßlich sein will. Guiche trat ein und machte eine Menge Reverenzen, täuschend, wie diese alten Weiber es in der Art haben; er verstellte seine Stimme, seinen Blick, fing an, allen diesen Zierpuppen eine Menge Unsinn vorzuschwatzen und einer Jeden nur eben das zu prophezeihen, was ihr gerade am erwünschtesten war, um sich bei Allen in Gunst zu setzen. Endlich kam die Reihe an Madame, die schmachtend auf einem Ruhebett lag und auch etwas über ihre Zukunft wissen wollte. Die alte Hexe verlangte mit der Prinzessin allein zu bleiben; diese machte anfangs einige Schwierigkeiten, gab aber am Ende doch so weit nach, daß die anderen Damen sich ans äußerste Ende des Zimmers zurückziehen sollten. Beide fingen nun an, insgeheim mit einander zu zischeln, aber ihre ganze Unterhaltung beschränkte sich auf Spötteleien über Monsieur. Das war wohl der Mühe werth, sich um eines so läppischen Gegenstandes willen so großer Gefahr auszusetzen!

Mein Bruder entfernte sich wieder, wie er gekommen war, ohne daß Jemand auch nur den leisesten Verdacht schöpfte. Auf dem Treppenflur begegnete er Monsieur, der eben zum Chevalier von Lothringen hinaufging, aber ihn gar nicht beachtete.

Schon mehrmals waren diese Zusammenkünfte erneuert worden, und immer mit gleich günstigem Erfolge; einmal aber war Guiche doch sehr nahe daran erwischt zu werden. Monsieur war an dem Tage mit dem König auf die Jagd

gegangen und sollte erst nach zwei Tagen zurückkehren; sei es nun aber, daß ihm ein Wink zugekommen war, oder daß er selbst Verdacht schöpfte, genug, er kehrte plötzlich zur Zeit des Abendessens zurück. Guiche war bei Madame, und zwar allein mit ihr. Die Montalais stand auf der Lauer. Plötzlich hört sie den Herrn Gemahl vier Stufen auf einmal die Treppe heraufeilen und hat eben noch so viel Zeit, ins Cabinet der Prinzessin zu stürzen. Das Liebespärchen wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen, aber die Montalais, die in diesen Dingen schon Uebung hatte und nicht so leicht den Kopf verlor, faßte meinen Bruder am Arm und zog ihn dicht neben die Thür, die sie dann weit aufriß, so daß mein Bruder durch den Thürflügel verdeckt ward. Gleichzeitig hatte sich Madame in das hinterste Kabinet geflüchtet, auf eine Chaise-longue geworfen und stellte sich schlafend.

Der gute Prinz schritt rasch durch das erste Kabinet auf das zweite zu, ohne den hinter der Thüre steckenden Galan auch nur zu bemerken; zum guten Glück für Guiche hatte er diesmal seinen d'Effiat und seinen Chevalier von Lothringen nicht bei sich, die sich nicht so plump hätten anführen lassen.

Montalais, die feine Fliege, hielt Monsieur im zweiten Kabinet auf, sagte ihm, daß Madame sehr leidend sei, jetzt ein wenig schlummere und es ihr daher schädlich sein würde, sie so plötzlich zu wecken, und was dergleichen Ausflüchte mehr waren. Während dem gelingt es meinem Bruder, hinauszuschlüpfen und sich im Vorzimmer unter

das Dienstpersonal zu mischen, als ob er eben eingetreten sei. Niemand achtete auf ihn.

Monsieur hatte sich vergeblich bemüht und Madame ließ ihrem Zorn um so ungestörter freien Lauf, daß er zu ungewöhnlicher Zeit in ihr Zimmer gedrungen und sie erschreckt habe.

„Es geschah,“ versuchte der Prinz sich zu entschuldigen, „weil man mir gesagt hatte, daß der Graf von Guiche hier sei.“

„Und wenn dem so wäre, mein Herr, kommen nicht genug Leute zu mir?“

„Ganz recht, und darum meinte ich ebenfalls das Recht zu haben.“

Ich weiß nicht, ob diese Entschuldigung für gültig angenommen ward.

Achtzehntes Kapitel.

Nur zu bald fingen die Angelegenheiten an, durch die Albernheit der La Valliere, die ohne Zweifel ein sehr gutherziges Mädchen war, aber niemals auch nur einen Funken von Geist besessen hat, eine schlimme Wendung zu nehmen. Sie verhehlte dem Könige zwar die Geheimnisse von Madame, die sie durch die Montalais erfahren, und der sie strengste Verschwiegenheit gelobt hatte; aber trotz aller Zurückhaltung errieth der König dennoch an ihrem ganzen Benehmen, daß sie ihm irgend Etwas verheimliche. Nichts auf der Welt war ihm widerwärtiger; er wollte nun einmal Alles wissen, zumal von seinen Geliebten; er litt nicht, daß sie ihm die geringste Kleinigkeit verbargen und frug sie alle Augenblicke:

„Was erzählt man sich? Was wissen Sie?"

Er hegte immer noch eine Art von Eifersucht gegen sie, wegen eines Herrn von Bragelonne, der sie in Blois

geliebt hatte und den sie beinahe geheirathet hätte. Die Montalais wußte dies später trefflich zu benutzen, um sich in das Vertrauen des Königs einzuschmeicheln, wie man bald hören wird. Er drang in die La Valliere, die darauf beharrte, Nichts zu sagen. Er bestürmte, er bat, er flehte, aber ohne Erfolg, und er ging endlich wüthend von ihr. Sie hatten sich früher gelobt, sich nicht wegen kleiner Zwistigkeiten und Häkeleien zu trennen; sie wartete auf seine Wiederkehr, allein wer nicht kam, war der König. Sie nahm es sich ernstlich zu Herzen, weinte die ganze Nacht und endlich am Morgen lief sie in aller Frühe auf und davon und verbarg sich in ein kleines Winkelkloster in Chaillot.

Der Teufel, der sich in Nichts lieber mischt, als in Liebeshändel, hatte es just gefügt, daß am Abend zuvor, bei Herrn Le Grand, Jemand zu erzählen wagte, daß Madame sich sehr übel befände, viel übler als man es eingestehen wolle, und daß sie schwerlich mit dem Leben davon kommen würde. Mein Herr Bruder, der ein wahres Einhorn in derlei Dingen ist, beging den klugen Streich, fast ohnmächtig bei dieser Nachricht zu werden und endlich gar Vardes in einen Winkel zu ziehen, um ihm recht ungestört mittheilen zu können, auf welchem Fuße er mit Madame stehe, welchen Kummer es ihm verursachen würde, wenn ihr ein Unglück widerführe — mit einem Worte, Alles auszuplaudern, was er ums Himmels willen hätte verschweigen sollen.

Vardes war ohne alle Widerrede der treuloseste, verrätherischeste, abscheulichste aller Männer, und hatte, als

ob es an seiner eigenen Schlechtigkeit nicht genug sei, die Gräfin von Soissons zur Geliebten, die, wenn auch nicht boshafter und intriguanter als er, denn das war nicht gut möglich, doch viel verschlagener und geeigneter zur Ausübung von Bosheiten jeder Art war. Vardes eilte stehenden Fußes zu ihr, um ihr Alles haarklein wiederzuerzählen, während mein Bruder zu Madame lief, sich ihr zu Füßen warf und ihr seine begangene Indiscretion einfältigerweise gestand, worüber Madame in heftigen Zorn gerieth und ihm anbefahl, sofort mit Vardes zu brechen.

„Madame," erwiderte er in seiner pathetischen Weise, „wenn Sie es befehlen, werde ich mich unverzüglich mit Vardes schlagen; aber ich kann nicht mit einem Freunde brechen, weil ich die Unvorsichtigkeit begangen habe, ihn in mein Vertrauen zu ziehen. Vardes ist ein Mann von Ehre, er wird uns nicht verrathen, im Gegentheil, er wird uns dienen wo er nur kann."

Während dem hatte sich die Flucht der La Valliere ereignet. Am Morgen meldete man dem Könige, daß sie aus den Tuilerien verschwunden sei und man sie nirgends zu finden wisse.

Der König war außer sich und verfügte sich sogleich zu Madame, um von ihr Rechenschaft über seine vielgeliebte Maitresse zu verlangen; Madame erklärte, daß sie eben so wenig wisse wie er, und Se. Majestät beharrte darauf, daß sie von Allem unterrichtet sein müsse. Beide erhitzen sich, es fallen heftige Redensarten hinüber und herüber und in dem Augenblicke kommt Monsieur dazu und spricht gravitätisch:

„Sie hat sehr wohl daran gethan ihrer Wege zu gehen, denn sie darf nie wieder in mein Haus treten.“

Der König stellte sich, als ob er diese Worte nicht gehört habe, lief fort, durchstreifte das ganze Schloß, befrug alle Welt, die Ehrenfräuleins, der La Valliere Genossinnen, die Laquaien, ja sogar die Kammer- und Dienstmädchen. Die Montalais erhob ein gewaltiges Geschrei und vermaß sich hoch und theuer, daß sie von Nichts wisse, was auch die Wahrheit war. Endlich erwischte die Majestät einen Kutscher, der ihm erzählt, wohin er die Vermißte gefahren habe. Sofort macht sich der König, nur von drei Personen begleitet, auf den Weg nach Chaillot, langt an, findet die Herzgeliebte am Boden liegend, in Thränen aufgelöst, und nimmt sie endlich wieder mit sich, behielt aber nichts destoweniger einen Verdacht wegen ihres Verschweigens im Rückhalt, worauf die La Valliere ihm Alles gestand.

Stark durch den Besitz dieses Geheimnisses, kehrt er über die kleine Treppe in die Tuilerien zurück, läßt Madame in sein geheimes Cabinet rufen, das dicht verhüllt worden war und bittet sie um die Gunst, die La Valliere wieder in ihr Haus aufzunehmen. Wie man weiß, konnte Madame sie nicht ausstehen, weil sie sie für die Ursache ihres Zerwürfnisses mit dem Könige hielt; sie wähnte sich nun wieder im vollen Besitze ihrer Macht und antwortete mit einem trockenen Nein.

„Und warum nicht, Madame?“ frug der König gereizt; „darf ich Sie um Ihre Gründe bitten?“

„Sie sind Ihnen bekannt; zudem, wenn ich auch wollte, wird Monsieur doch niemals darein willigen."

„Weil man sie also für meine Geliebte hält, will sie mein Bruder aus seinem Hause jagen?"

Madame schwieg und schlug die Augen nieder.

„Wenn dem so ist," fuhr der König fort, „so werde ich Mittel und Wege zu finden wissen, um ihn nachgiebiger zu machen. Ist die Maitresse des Grafen von Guiche vielleicht etwas Besseres, als die des Königs von Frankreich?"

„Wer soll die Maitresse des Grafen von Guiche sein?" frug Madame mit stolzer Haltung.

„Sie, Madame."

„Ich!"

„Leugnen Sie nicht, ich weiß es."

Er fing nun an ihr Alles, was er von der La Valliere erfahren hatte, im größten Detail zu erzählen, ohne jedoch die Quelle, aus der er geschöpft, zu nennen, so daß sie am Ende nicht mehr leugnen konnte.

Madame war wie niedergedonnert. Der König, der viel geweint hatte und sich nicht beim Tageslicht sehen lassen wollte, ward gerührt; er bestand nicht länger darauf, Madame zu tadeln und versprach ihr sogar, sich an Nichts mehr zu erinnern, wenn sie einwillige mit Guiche zu brechen und die La Valliere wieder unter ihre Ehrenfräuleins aufzunehmen.

Madame sagte endlich Alles zu, innerlich ergrimmt über die Plaudertaschen, die sie auszukundschaften sich vornahm.

Nachdem die La Valliere wieder in den Tuilerien installirt war, kam der König am Abend zu Madame und ließ sich die Montalais rufen, die stolz auf eine solche Auszeichnung war. Er frug sie über Bragelonne aus und ließ sich wohl zehn Mal wiederholen, was die verschlagene Intriguantin ihm zu erzählen eben für gut befand; sie log wie eine Heiligenlegende. Der König entließ sie entzückt und beruhigt; seine Maitresse war ja gerechtfertigt, und die Montalais galt ihm als ein untrügliches Orakel.

Trotz alle dem hatte der König seine täglichen Gewohnheiten in Bezug auf die Gräfin von Soissons nicht aufgegeben. Die La Valliere konnte es nicht verhindern; desto glühender haßte sie die Gräfin, was dieser keineswegs unbekannt war. Vardes und sie erschöpften sich von früh bis Abends, gemeinschaftlich Intriguen gegen sie auszubrüten, bis sie endlich das beste Mittel zu ihrem Sturze gefunden zu haben meinten. Es war dies jener berüchtigte spanische Brief, den sie an die Molina, die erste Kammerfrau der Königin, adressirten, um Ihro Majestät zugestellt zu werden, und in welchem sie den ganzen Liebeshandel des Königs mit der La Valliere, verbrämt mit allerhand scandalösen Details, wiedererzählten.

Die Molina aber, statt den Brief, nachdem sie ihn gelesen, ihrer Gebieterin zuzustellen, war so klug, ihn dem Könige einzuhändigen, der darüber in einen furchtbaren Zorn gerieth und bei allen Heiligen schwor, die Urheber rädern zu lassen, sobald er sie ausfindig mache. Er wendete sich an alle Welt deshalb, ja sogar an den Spitzbuben Vardes selbst, der nichts Besseres zu thun wußte,

als den Verdacht auf den Herzog und die Herzogin von Novailles abzulenken, was wesentlich zu deren bald darauf erfolgter Ungnade beitrug.

Der ganze Hof gerieth in Aufruhr und Bewegung. Madame und Guiche wußten um die Sache und geriethen in die fürchterlichste Angst darüber. Sie hatten ihre täglichen Zusammenkünfte, durch die Vermittelung der Montalais, um, wie sie sagten, die Mittel zu ihrer Trennung zu berathen. Als ob Verliebte jemals dieses Mittel gemeinsam gefunden hätten!

Vardes, der nunmehr der Freund und Vertraute von Madame geworden war, kam eines schönen Tages auf den Gedanken, daß diese jünger und schöner sei, als die Gräfin von Soissons, daß sie die Schwägerin des Königs sei, mit ihm auf vertrautestem Fuße stehe, und sich, mit einem Worte, weit besser für einen Mann seines Schlages eigne, als die Nichte eines Mazarin. Er begann also sich in sie zu verlieben und es ihr nur merken zu lassen, ohne es geradezu zu gestehen, indem er ihr gegenüber eine übertrieben ehrfurchtsvolle und schwärmerisch ergebene Haltung annahm.

Als er gewahrte, welche Wendung die Angelegenheiten seines Freundes nahmen, sann er auf Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen, ohne es sich merken zu lassen und unter der Maske der treuesten Ergebenheit. Er suchte meinen Vater auf, erzählte ihm Alles und sagte ihm mit heuchlerischer Miene, daß mein Bruder auf dem Punkte stehe, sich selbst ins Verderben zu stürzen, daß man ihn wider seinen Willen dieser Gefahr entreißen müsse, und daß das

einzige Mittel dazu sei, ihn nach Lothringen zu schicken und ihm irgend ein Truppencommando bei der Belagerung von Nancy zu verschaffen. Als der Marschall, auf das Vollkommenste durch Vardes getäuscht, sich deshalb an den König wendete, beeilte sich Se. Majestät, seinen Wunsch zu erfüllen, fest überzeugt, daß Alle darin einverstanden wären, den Grafen von Guiche auf diese Manier ohne Scandal von Madame zu entfernen.

Am Abend erzählte es der König sogar Madame selbst, welche sich den ungemessensten Schmerzensausbrüchen hingab, nicht sowohl über den Verlust meines Bruders, als vielmehr darüber, daß dieser im Stande sei, sich von ihr zu trennen, ohne sie selbst darauf vorbereitet zu haben.

Guiche war eben so hochmüthig wie dreist, und stets zu allen möglichen Extravaganzen geneigt. Kaum erfuhr er also das Nähere der Sache, als er auch sogleich an Madame schrieb, er werde nicht zur Armee gehen, werde seine Ernennung zurückweisen und, dafern sie nur einwillige, dem Könige selbst in Aller Gegenwart laut erklären, daß es ihm niemals beigekommen sei, um dies Commando zu bitten. Natürlich gerieth Madame darüber nur um so mehr außer sich, und ohne Vardes, der denn doch fürchtete, bei dieser Geschichte schlecht wegzukommen, würde er diese Tollheit auch wirklich begangen haben.

Die Montalais schaffte ihn (meinen Bruder nämlich) schnell zu ihr, damit sie ihn zur Vernunft bringe und Beide ungestört Abschied von einander nehmen sollten. Sie schloß sich mit ihm in ihr Oratorium ein, wo sie eben in ihre Zärtlichkeitsergüsse versunken waren, als plötzlich Mon-

sieur im Vorzimmer erschien. Man hatte eben nur noch Zeit, meinen Herrn Bruder in einem Kamin zu verstecken, in welchem er lange ausharren mußte. Endlich zog ihn die Montalais heraus und hielt ihn nun für gerettet, während im Gegentheil die größte Gefahr, die er noch in diesem Liebeshandel bestanden, ihm erst noch drohete.

Die Montalais war ziemlich verhaßt bei ihren Genossinnen, die darüber wüthend waren, sie in so hoher Gunst bei Madame und beim König zu sehen; besonders war dies mit einer Mademoiselle d'Artigny der Fall, die, obwohl selbst nichts weniger als exemplarisch in ihren Sitten, ihr überall nachspürte, und sie zu stürzen beschloß. Diese hatte Guiche mit der Montalais in die Zimmer von Madame schlüpfen sehen, und war sogleich zur Königin-Mutter, die meinem Bruder ohnedies niemals sehr hold gewesen war, gelaufen, um es ihr brühwarm zu hinterbringen.

Die Königin-Mutter ließ augenblicklich Monsieur holen, dem sie mit frömmelnder Miene die Geschichte mittheilte. Man kann sich dessen Wuth vorstellen! Er gab sofort Befehl, die Montalais aus seinem Dienste zu jagen, die zwar Nichts dagegen thun konnte, aber darum doch den Kopf nicht verlor und vor allen Dingen die Cassette mit sämmtlichen Briefschaften, welche ihr etwa gefährlich werden konnten, mit sich nahm. Dann begab er sich zu Madame und begann die Unterhaltung damit, ihr zu erzählen, was er so eben gethan habe; dann überhäufte er sie mit Schmähreden und Injurien und hielt ihr ihre Intriguen mit Guiche vor, die er nun erst, wie er sagte, ganz genau erfahren habe.

„Stehenden Fußes gehe ich ins Palais-Royal zur Königin, Ihrer Mutter, und kündige ihr an, daß ich Sie verstoße, daß ich Sie in ein Kloster schicken werde, daß ich Sie nicht länger in meinem Hause behalte und daß Sie meiner Güte unwürdig sind."

Madame war anfangs wie aus den Wolken gefallen und vermochte erst nicht zu antworten, dann aber, als sie sich wieder ein wenig erholt hatte, bewahrte sie noch Geistesgegenwart genug, den ersten Sturm ruhig vorübergehen zu lassen, um nicht etwa mehr zu gestehen, als durchaus nöthig war. Sie errieth sehr bald, daß er eigentlich nur wenig von der Sache wisse, und machte sich nun ein Verdienst daraus, dieses Wenige selbst zu bekennen, behielt aber das Beste der Geschichte für sich. Sie gab nur eine einzige Zusammenkunft mit Guiche zu, so wie einige Briefe.

„Und selbst diese sind ganz unschuldig," fügte sie hinzu.

Monsieur glaubte ihr nicht, indeß stellte er sich so, denn sie fing an, die Angelegenheiten schlau auf ein Terrain hinüberzuspielen, auf dem er sich selbst keineswegs sicher fühlte, und auf dem er sich nicht gern gefolgt sah. Sie beklagte sich nämlich sehr sanft über seine eigenen Freundschaftsverhältnisse und meinte, daß sie sich wohl auch einige Freundschaften gestatten könne, zumal die ihrigen weit weniger exclusiv und anstößig wären, als die seine mit einem gewissen Chevalier von Lothringen und anderen Herren dieser Gattung.

„Der Chevalier von Lothringen, mein Herr, ist Ihr Graf von Guiche. Ich wollte einen Freund haben, wie

auch Sie einen haben, nur mit dem Unterschiede, daß dieser Freund nicht immer bei mir ist, nicht im Schlosse wohnt, mir nicht bis in Ihr Zimmer folgt, und mir mehr als drei Viertel des Tages übrig läßt, um sie mit Ihnen zuzubringen. Sie sehen also, daß wir noch lange nicht quitt sind."

Sobald man etwas laut von seiner Freundschaft mit dem Chevalier von Lothringen sprach, fing Monsieur jedesmal an heiße Erbsen zu kauen, wie Herr de La Rochefoucauld sich auszudrücken pflegte, oder mit einem Worte, er befand sich in einer sehr erklärlichen Verlegenheit, die ich mir aber dennoch nicht die Mühe nehmen werde, zu erklären, da ich es mir von jeher zum Grundsatze gemacht habe, mich nur in das zu mischen, was mich eben angeht.

Genug, es gelang Madame glücklich, sich mit Hülfe dieser Hinterthüre aus der Verlegenheit zu ziehen; vom Kloster war weiter nicht mehr die Rede und Monsieur bat sie nur noch schließlich, meinen Bruder nicht wieder zu sehen.

„Aber, mein Herr, das wird den Leuten zu reden geben," warf Madame ein.

„Ich nehme es auf mich, ihn ohne Geräusch und ohne Aufsehen zu entfernen, Madame."

„Ist es nicht schon genug, daß Sie die Montalais fortgejagt haben?"

„Was diese betrifft, so muß ich Sie sehr bitten, dieser Person gar nicht mehr gegen mich Erwähnung zu thun, man kann sie nicht länger mehr dulden. Ich habe saubere

Geschichten über sie erfahren, und will nie und niemals wieder von ihr hören."

Madame hielt sich nicht dabei auf, die Montalais noch ferner zu vertheidigen, sie hatte andere Dinge zu thun; zudem wußte sie auch, daß die Montalais die Person danach sei, sich selbst mit guter Manier aus der Schlinge zu ziehen; sie beschränkte sich darauf, ihm zu sagen, daß diese Discussionen und Auftritte in ihrem Hause nicht wohl anständig wären, und bat ihn, sie nicht weiter fortzusetzen.

„Was unsere persönlichen Beziehungen zu einander betrifft, mein Herr, so habe ich Ihnen Nichts weiter zu sagen, Sie sind Ihr eigener Herr und Gebieter; nur bitte ich, machen Sie Ihre Chimären nicht zu öffentlich und lassen Sie uns wenigstens vor den Augen der Welt in Eintracht leben. Wir befinden uns hier auf einem Theater, wo die Schauplätze doppelt hoch bezahlt werden, und wo man uns auch demgemäß beurtheilt."

Leider hatte sie Recht; die kleinen Leute sind es, die uns beurtheilen; wenn sie uns nach unserer eigenen Elle beurtheilten, würden wir weit besser wegkommen, so aber messen Sie uns nach dem Maaße ihrer eigenen Leiden und Qualen, von denen sie uns jedoch befreit wähnen, und darum hassen Sie uns. Gott selbst übernimmt ihre Rache!

Monsieur, der entzückt war, seine Autorität, oder doch wenigstens den Schein derselben bewahrt zu haben, trug diese Geschichte meinem Bruder nicht weiter nach. Er glaubte den Worten seiner Gemahlin, oder stellte sich doch so, als ob er ihr glaube, und beschränkte sich endlich nur auf die Forderung, daß sie die Montalais niemals

wiedersehen solle. Diese war und blieb nun einmal der Sündenbock; alle mögliche Abscheulichkeiten wurden ihr aufgebürdet und man schickte das arme Mädchen endlich in ein Kloster. Zuverlässig wird sie dasselbe in gewaltigen Aufruhr gebracht haben!

Mein Bruder mußte wohl oder übel abreisen; Vardes spedirte ihn fort und redete ihm ein, daß seine längere Gegenwart Madame höchst unangenehm sei. Kaum aber war er fort, als Vardes auch nichts Eiligeres zu thun hatte, als sich seine Abwesenheit zu Nutzen zu machen um sich einzuschmeicheln — und nun, da ich bald vor Gott stehen werde, jetzt kann und will ich es sagen, weil ich mir Wahrheit zur Pflicht gemacht habe und mich wenigstens mit keiner Lüge mehr beflecken will: wenn Madame jemals in ihrem Leben einen Mann wirklich geliebt hat, so ist es Vardes. Vardes ist es, der ihren Tod verschuldet hat, Vardes ist es, der die vernichtete Existenz der Prinzessin vor Gott zu verantworten hat, nicht aber mein armer Bruder. Im weiteren Verlaufe dieser Blätter wird man sich davon noch überzeugen können.

Mein Bruder war ein Romanheld auf seine Weise; er liebte nur sich, aber er liebte sich so, daß es den Anschein hatte, als liebe er die Anderen, sobald man nicht genau hinsah. Es giebt eine gewisse Gattung von Leuten, denen zärtliche Eindrücke ein physischer Genuß sind, und da sie denn doch einmal einen Gegenstand zu diesen Genüssen brauchen, so bedienen sie sich Anderer dazu. Es ist eine scheinbare Hingebung, beim Lichte betrachtet aber Nichts weiter wie Eigenliebe. Guiche gehörte zu dieser Gattung.

Aber dieselbe Charaktereigenliebe in ihm schloß zugleich allen Geist der Intrigue, allen wahren Ehrgeiz aus; er liebte nur Aufregungen in der Manier der Clelia oder Mandane, und hätte solche Aufregung eines schwierigen Rendezvous nicht für die Krone Frankreichs hingegeben. Er war demnach keineswegs ein gefährlicher Liebhaber für eine Prinzessin, im Gegentheil, er lenkte sie von manchen Sorgen ihres Standes ab, und niemals machte er auch nur von dem Schatten seines Credits weder für sich, noch für die Seinen Gebrauch.

Vardes hingegen, den alle möglichen Leidenschaften verzehrten, der energisch, herrschsüchtig, beharrlich war, liebte in Madame zuvörderst die Prinzessin, und das Weib nur nebenbei. Er wollte sie mehr besitzen um sie nach seinem Willen zu lenken, als um das wahre Glück von ihr zu empfangen. Ich habe Vardes gekannt; ich habe vierundzwanzig Stunden auf eine seltsame Weise mit ihm verlebt, und diese vierundzwanzig Stunden genügten mir, um ihn ganz zu durchschauen. Wäre ich damals in der Nähe der Prinzessin gewesen, ich glaube wohl, ich hätte sie vor ihm schützen können. Ich witterte ihn schon von fern.

Es entspann sich auch sehr bald eine Rivalität zwischen Vardes und dem Chevalier von Lothringen, auch ein Herrschsüchtiger, wenn schon anderer Art. Die arme Prinzessin ward das Opfer dieser Rivalität; da sie sie nicht besiegen konnte, hat man sie umgebracht.

Der Hof ging nach Saint-Germain, und dort entspann sich alsbald eine neue Intrigue der Gräfin von Soissons und Varde's gegen die La Valliere. Man wollte nun

einmal dies arme Wesen unter jeder Bedingung aus dem Wege schaffen, wozu man nun Madame gebrauchte, die sich auch gutwillig gebrauchen ließ. Man hatte beschlossen, dem Könige die La Mothe-Houdancourt aufzubürden, und man überredete Se. Majestät, daß dieses arme Mädchen aus Liebe zu ihm sterbe. Trotz seiner Leidenschaft für die La Valliere glaubte es der König — die Männer glauben dergleichen immer! — und fing nun an, mit Lauzun über die Dächer zu klettern, um die Schöne im Flügel der Ehrenfräuleins zu besuchen. Frau von Novailles entdeckte es und ließ die Kamine vergittern; das gab ihr, die ohnedies nicht gut beim König angeschrieben war, vollends den Gnadenstoß, und sie ward schleunigst fortgeschickt.

Mein Oheim, damals noch Chevalier von Gramont, war verliebt in die La Mothe-Houdancourt und so halb und halb ihr Liebhaber; man verbannte ihn ohne Erbarmen vom Hofe. Er ging damals nach England, wo er sehr bald durch seine Galanterien und seine originellen Capricen der erste Cavalier des Landes ward, und erst mehre Jahre darauf, als der Gemahl der schönen Hamilton nach Frankreich zurückkehrte.

Alles hatte sich sonach gegen die arme La Valliere verschworen, die in ihrem Winkel weinte und an Nichts weniger, als an Intriguen dachte, als plötzlich die Königin-Mutter, deren Haß nur schlummerte, aber niemals erlösch, die ganze Geschichte entdeckte. Sie konnte die Gräfin von Soissons nicht ausstehen, die zur Zeit der Minderjährigkeit des Königs schon versucht hatte, Altar gegen Altar zu errichten, und ihr die Herrschaft über ihren Sohn

streitig zu machen. Sollte und mußte es einmal sein, so war die La Valliere ihr immer noch die liebste, weil ungefährlichste, Maitresse ihres Sohnes. Anfangs schäumte sie vor Wuth über diese neue Liebe unseres Sire; bald aber erhielt sie die Gewißheit, daß der Marquis d'Alüye und Bouillon, beides Freunde der Gräfin, alle Briefe der La Mothe-Houdancourt an den König verfertigten, und diese selbst nicht eine Zeile geschrieben hatte. Es gelang ihr — wie und auf welche Weise, weiß ich nicht — sich den Entwurf eines solchen zu verschaffen, womit sie sogleich zum König eilte.

„Lassen Sie sich dies gesagt sein," sprach sie, „und hier händige ich Ihnen im Voraus die Abschrift des Briefes ein, den man Ihnen heute Abend zustellen wird, und in welchem man, wie Sie sehen, auf die Entfernung der La Valliere dringt. Sie können dann selbst vergleichen und sich überzeugen, ob ich Sie täusche."

Am Abend erhielt der König auch wirklich denselben Brief, den ihm die Königin schon im Entwurfe zugestellt hatte. Er gab Brief und Abschrift sogleich wieder zurück. Die Gräfin von Soissons war nahe daran vor Wuth zu bersten. Der König sah die La Mothe nicht wieder, die einen untröstlichen Schmerz zur Schau trug, und die La Valliere athmete wieder ein wenig auf.

Was Madame betraf, so stand sie gänzlich unter Varde's Herrschaft; sie wagte es nicht einmal, Mademoiselle d'Artigny, die sie verrathen und verkauft hatte, fortzuschicken, als die Montalais, (das treffliche Geschöpf, diese Montalais! die Nichts auf der Welt vergaß —) als die

Montalais von ihrem Klosterwinkel aus entdeckte, daß die Artigny bereits guter Hoffnung an den Hof gekommen war, daß sie schon ein dickes, gesundes Kind hatte und alle Welt hinters Licht führe. Sie schickte Madame die eigenen Briefe der d'Artigny zu. Madame hatte große Lust die Heuchlerin zu entlarven und sie fortzuschicken, aber Vardes wollte es nicht, und so mußte sie sie denn wohl oder übel behalten.

Das Allerschönste bei dieser ganzen Geschichte war, daß Monsieur Vardes ungemein schätzte und nicht im Geringsten eifersüchtig auf ihn war. Der schlaue Fuchs wußte die Eifersucht des bethörten Ehemanns auf den Prinzen von Marcillac zu lenken, ein Sohn des Herzogs von La Rochefoucauld und derselbe, der dem Könige bei seinen geheimen Liebeshändeln als Vermittler diente, wie man sich wohl noch erinnern wird.

Monsieur trieb es in seiner blinden Eifersuchtswuth so arg, daß Marcillac nichts anderes übrig blieb, als selbst das Feld zu räumen, so wenig ihm auch daran gelegen war; Vardes aber, der nun vollständig triumphirte, kam auf den klugen Einfall, Madame de Châtillon in seine Interessen zu ziehen, um sich nicht schon jetzt mit der Gräfin von Soissons zu überwerfen, die ihm noch so lange nützlich sein konnte, bis er seines Spieles bei Madame sicher war.

Neunzehntes Kapitel.

Ich kann mich nicht enthalten, die Erzählung meiner früheren Erlebnisse hier zu unterbrechen, um einen Vorfall zu berichten, der mir heute begegnet ist; ich bin nicht im Stande, eher an irgend etwas Anderes zu denken, und da ich keine Seele um mich habe, der ich ihn vertrauen möchte, so will ich ihn wenigstens niederschreiben; das wird mich doch etwas erleichtern. Es erscheint mir selbst als ein Wunder, daß ich nach dem, was ich seit zwei Jahren ausgestanden habe, nur noch die Feder halten kann. Fagon, mein wackerer Arzt, täuscht mich nicht über meinen Zustand; ich weiß, daß ich rettungslos verloren bin, weiß auch, warum ich so bald sterben muß, und wenn ich es nicht wüßte, so würde mir der Auftritt von diesem Morgen keinen Zweifel darüber gelassen haben; ohne meinen starken Charakter und meine Gleichgültigkeit gegen Alles auf der Welt, würde mich allein die Furcht vor dem Tode getödtet haben.

Ich glaube bereits mehrmals von der Härte und Grausamkeit meines Vaters gesprochen zu haben; seit dem Beginne meiner Krankheit hat er sie in furchtbarer Weise gegen mich ausgeübt, aber die eben erlebte Scene übertrifft doch bei weitem Alles derartige in meinem Leben, und ich weiß in der That nicht mehr, was ich von diesem Manne denken soll. Ich begreife viele Dinge, so bös oder schlecht sie auch sein mögen, wenn sie Ruhm, Ehre, Nutzen oder Vergnügen gewähren können; aber dergleichen unnütze Abscheulichkeiten, dieses kaltherzige Martern eines Halbtodten, eines Leichnams, das ist — Nichts, oder eine erbärmliche Feigheit!

Schon seit länger als einem Monat unterhält mich der Marschall bei seinen seltenen Besuchen nur von seiner Abreise nach seinem Gouvernement in Bearn. Es ist fast, als ob er Lust habe, mit mir zu zanken, daß ich nicht schnell genug sterbe, und er wirft mir, so zu sagen, vor, daß ich ihn dadurch von der Ausführung seiner Projecte abhalte.

„So beeilen Sie sich doch, gesund zu werden, Madame!" sagt er öfters zu mir, und in einem Tone, als ob er mich aufforderе, mich möglichst schnell begraben zu lassen.

Diesen Morgen kam er schon sehr früh an; ich war so glücklich gewesen, ein Stündchen in sanftem Schlaf zu verfallen, für mich die einzige Linderung meiner Qualen, ja die höchste Wohlthat, welche dieses Leben mir noch zu gewähren vermag. Blondeau machte ihn darauf aufmerksam, er aber nahm so wenig Rücksicht darauf, wie in

meinen gesündesten Tagen, und gab Befehl, daß man mich sogleich wecke, unter dem Vorwande, daß er äußerst pressirt sei. Ich erwachte mit den unnennbarsten Schmerzen, die er aber weiter gar nicht beachtete, so daß ich mehrere Minuten außer Stand war, ihm zu antworten. Er setzte sich vor mein Bett, sah mich lange forschend an, und begann dann folgendermaßen:

„Ich komme von Versailles, meine Tochter."

Ich konnte nur eine schwache Bewegung mit dem Kopfe machen.

„Ich habe den König gesehen," fuhr er fort, „und Se. Majestät hat mir drei Mal wiederholt, daß ich nach meinem Gouvernement abreisen solle, und daß sie sich wundere, mich noch hier zu sehen. Wohl oder übel bleibt mir also Nichts übrig, als mein Gepäck zu ordnen."

„Das bedaure ich, mein Vater, denn wir werden uns auf dieser Welt nicht wiedersehen."

„Ich hatte immer noch gehofft, daß ich nicht genöthigt sein würde — ich hoffte daß — daß Sie genesen würden, aber da sich die Sache so in die Länge zieht, bleibt mir Nichts anderes übrig, als zu gehorchen."

„So lassen Sie sich denn auch durch mich nicht von Ihrer Pflicht zurückhalten, mein Herr."

„In Wahrheit, meine Tochter, Sie sind eine Frau von starkem Charakter und es gewährt Vergnügen, mit Ihnen zu plaudern, wenn man Sie so voll guten Muthes sieht. Was wollen Sie! es mag allerdings traurig genug sein, in Ihrem Alter schon sein Bündel schnüren zu müssen, wo man noch solchen Vorrath an Jahren hat; aber der

Graf von Guiche ist schon vorausgegangen, um Ihnen ein Plätzchen zu belegen, ich werde Ihnen bald folgen, und es wird dann Niemand mehr von uns übrig bleiben, um sich über uns lustig zu machen, als Louvigny und seine einfältige Frau."

„Auch Sie werden noch lange zurückbleiben, mein Herr; Sie stehen noch auf festen Füßen, Ihre Augen, Ihre Zähne sind noch gut, Sie nehmen die Leiden dieses Lebens wie ein Mann hin, der sich nicht vor ihnen fürchtet, und was Ihr Alter betrifft, so läßt Ihr blühendes Ansehen dies nicht einmal vermuthen."

„Parbleu! Ich danke Ihnen für das Compliment, meine theure Prinzessin; in der Lage, in welcher Sie sich befinden, pflegt man die Wahrheit nicht mehr zu überpinseln, und bei Ihrer Stärke des Geistes liebt man sie auch zu hören; daher werde ich sie Ihnen denn auch in ihrem ganzen Umfange eröffnen."

„Ich höre, mein Herr."

„Nun denn: alle Welt wundert sich, daß Sie noch nicht einen Beichtvater haben zu sich rufen lassen, und Ihre Schwägerin schlägt Ihnen den Pater Bourdaloue vor, als Denjenigen, der am besten dazu geeignet ist, Sie auf die große Passage in die andere Welt vorzubereiten, und den Sie zudem ja auch schon kennen."

„Ich habe noch nicht die Absicht, mich darauf vorzubereiten, mein Herr; es bleiben mir vorher noch mancherlei wichtige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, damit ich dann um so ungestörter für mein Seelenheil sorgen kann. Ich weiß, wie lange ich noch zu leben habe, Fa-

gon hat es mir genau berechnet, und demgemäß kann ich schon noch ohne Gefahr den Angelegenheiten dieser Welt einige Tage widmen."

„Keineswegs, Madame, keineswegs! Fagon hintergeht Sie, meine arme Tochter, und die Zeit drängt. Der König hat mich erst gestern nach Ihrem Befinden gefragt und sehr darauf gedrungen, daß Pater Bourdaloue zu Ihnen gerufen werde. Frau von Montespan und der König sprechen fast von nichts anderem: „Sie muß Bourdaloue rufen lassen, Niemand als ihn!" wiederholten beide, „und zwar so bald als möglich; Fagon erklärt, daß sie am Sterben ist."

Diese Montespan! bis hierher auf mein Sterbebett muß mich dieser Name und die Erinnerung ihres Hasses verfolgen!

Ich antwortete dem Marschall, daß ich darauf Bedacht nehmen würde, seinen Rath zu befolgen, obschon ich hoffte, daß Gottes Barmherzigkeit mir meine unsäglichen Schmerzen als eine Buße meiner Sünden anrechnen werde.

„Lassen Sie sich sagen, meine Tochter," unterbrach er mich, wie ein Mann, der, zur Eile gedrängt, sich wider Willen aussprechen muß; „ich merke, daß Sie mich noch nicht verstehen und daß ich das Eis brechen muß; das ist hart, aber es ist unvermeidlich. Sie haben vielleicht nur noch zwei Tage zu leben und es genügt Sie zu sehen, um davon überzeugt zu sein. Sehen Sie selbst."

Schnell zog er seinen kleinen Taschenspiegel heraus und hielt mir ihn dicht vor die Augen; unwillkührlich

warf ich einen Blick hinein — Großer Gott! was sah ich? — Ein widerlich vertrocknetes, kaum mehr menschliches Antlitz, eine abscheuliche Verzerrung aller Gesichtszüge, einen Todtenkopf mit einer dunklen, glänzenden Haut überzogen — Nichts, Nichts, was nur im entferntesten an mein ehemaliges Ich erinnern konnte, kein Ueberbleibsel, keine Spur jener Schönheit mehr, auf die ich einst so stolz war!

Ich blieb starr — ich war wie vernichtet!

Das also sollte ich sein, ich, die Prinzessin von Monaco? Ich, die so viele Männer angebetet hatten, ich, deren Schönheit so viele Dichter besungen hatten, ich, die ich den mächtigen Beherrscher eines Reiches zu meinen Füßen gesehen hatte? — Ach! was ist aus mir geworden? Es gehörte eine unerhörte Grausamkeit dazu, mich so urplötzlich von diesem fürchterlichen Zustand in Kenntniß zu setzen. Meine arme Blondeau war mitleidsvoller, sie hatte es mir verborgen, und alle Spiegel aus meiner Nähe entfernt — das gute Mädchen!

Als der Marschall den Zustand gewahrte, in den er mich versetzt hatte, als er mich einer Ohnmacht nahe sah — ich weiß nicht, ob er es wirklich bereuete — aber er setzte alle Klingeln und Glockenzüge in Bewegung und rief alle meine Leute herbei. Blondeau erschien im Augenblicke.

„Ach, Herr Marschall!" schrie sie auf, als sie den fürchterlichen Spiegel in meiner Hand erblickte, „was haben Sie gethan!"

„Mußte man ihr nicht Alles sagen, Mamsell Blondeau? Kann man sie wie einen Hund sterben lassen?"*)

„Madame wird noch nicht sterben, Monseigneur," sprach das muthige Mädchen im verweisenden Tone; „im Gegentheil, sie befindet sich sogar jetzt besser; Herr Fagon selbst hat es mir gesagt. Erlauben Sie jetzt nur mir, daß ich sie pflege, denn ich weiß, was sie bedarf."

Sie drängte den Marschall ohne alle Umstände von dem Bette weg und reichte mir ein stärkendes Mittel, das Fagon verordnet hatte. Ich erholte mich allmählich wieder, aber ich hatte einen entsetzlichen Augenblick gehabt, einen Augenblick, der ein Vorgeschmack der Hölle sein muß, den keine Feder zu beschreiben im Stande ist. Das Schrecklichste aber war, daß er mir einen unaussprechlichen Haß gegen meinen Vater einflößte und ich ihm innerlich wünschte, auch er möge in der Stunde seines Todes eine solche Grausamkeit erfahren; allein ich gewährte ihm nicht die Freude, sich an der Wirkung der seinigen lange Zeit erlaben zu können. Als ich mich wieder ein wenig erholt hatte, verlangte ich den Spiegel zurück.

„Nein, Madame, nein!" rief Blondeau weinend, „ich werde ihn Ihnen nicht geben."

---

*) Merkwürdigerweise findet sich diese unglaubliche Unterredung des Marschalls von Gramont mit seiner Tochter auch in mehren Briefen der Frau von Sevigné und in den Memoiren des Herrn de Bussy-Rabutin fast wörtlich so vor, wie sie hier von der Fürstin selbst erzählt wird.
A. d. H.

„Und ich will es, ich befehle es Dir! Ich will sogar einen größeren als diesen. Bringe mir augenblicklich meinen Toilettenspiegel her.“

Nach mehreren vergeblichen Weigerungen brachte sie mir ihn endlich. Ich richtete mich selbst im Bette auf und betrachtete lange Zeit und anscheinend mit der größten Kaltblütigkeit dieses scheußliche Gespenst, innerlich aber war ich bis in die tiefste Seele vernichtet.

„Das also,“ sprach ich möglichst ruhig, „das ist das Bild einer zu Grunde gerichteten Frau, die fertig zum Abzuge ist. Es wird mir jetzt nicht schwer werden vollends zu sterben, nun ich gesehen habe, was noch von mir übrig bleibt; es ist ja so wenig! — Sie haben sehr wohl gethan, mein Herr, und ich danke Ihnen; ich bin Ihnen viel schuldig; Sie haben mir einst das Leben gegeben, und bringen mir nun auch den Tod. Es ist so ganz in der Ordnung.“

„Sie sind eben so muthig wie ein Marschall von Frankreich, Madame, und ich wünschte, der ganze Hof wäre hier, um Sie zu hören.“

Ich fand noch die Kraft zu lächeln.

„Um mich zu hören, meinetwegen, aber nur nicht um mich zu sehen. Blondeau, schicke sogleich zu Herrn Fagon und lasse ihn herrufen; er wohnt ganz in der Nähe und man wird ihn in diesem Augenblicke zu Hause finden. Ich wünsche ihn in Gegenwart des Herrn Marschalls zu sprechen.“

Und alsobald schlug ich ein anderes Gespräch an. Ich fing an vom Könige zu plaudern, vom Hofe, von Allem, was meinen Vater weit mehr interressirte, als ich und die

Seinigen. Ich zeigte eine solche Ruhe, daß der Marschall förmlich darüber die Fassung verlor. Als Fagon eintrat, wußte er in der That nicht mehr, was er mir antworten sollte.

Als der Arzt sich nach den üblichen Reverenzen meinem Bette näherte, empfing ich ihn lächelnd und zeigte ihm den Spiegel.

„In Wahrheit, Herr Fagon," hob ich scherzend an, „das nenne ich gar nicht schön gegen mich gehandelt, die ich doch eine Ihrer besten Kunden bin! Dem Herrn Marschall weiß ich Dank, mir entdeckt zu haben, was Sie mir bis jetzt verhehlt haben. Wie! ich bin in solchem Zustande, und das verschweigen Sie mir? Wie gesagt, das ist sehr häßlich von Ihnen, und zur Sühne fordere ich nun, daß Sie mir frei vom Herzen das Andere entdecken. Wie Sie sehen, hat Ihnen der Herr Marschall die Sache leicht gemacht, denn das Beste weiß ich schon. Ich setze voraus, daß Sie eine zu gute Meinung von mir hegen, um zu denken, mit einem solchen Gesicht könne mir noch etwas am Leben gelegen sein. Frisch heraus also: wie lange habe ich noch zu leiden?"

Der arme Fagon sah mich ganz erstaunt und verwirrt an, und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Ich verlange eine Entscheidung, mein lieber Herr Fagon," fuhr ich fort, „ich will sie, ich bedarf ihrer. Leute meines Standes und von meiner Art können doch nicht sterben, ohne ihre Maßregeln zu treffen. Fürchten Sie Nichts; lassen Sie hören: wie viel Tage geben Sie mir noch Frist?"

„Sie sind noch weit davon entfernt, Frau Prinzessin, nach Tagen rechnen zu müssen.“

„Ei, ei! das lautet ja gar nicht übel. Wie viel Wochen also?“

„Mehr als Wochen, Madame.“

„Wahrhaftig! Monate gar? Sie werden es am Ende noch erleben, daß der Herr Marschall die angenehme Ueberraschung haben wird, seine hübsche Tochter wiederzufinden. Nun denn also, mein Herr: wie viel Monate?“

„Mindestens drei Monate, Frau Prinzessin.“

„Drei Monate! Ei, das ist ja eine halbe Ewigkeit! Ich werde also noch vollauf Zeit haben, Alles zu beenden, und der Welt zu zeigen, was eine Frau von meinem Charakter vermag, sobald sie will. Jetzt aber ernstlich, Herr Fagon: Sie täuschen mich doch nicht?“

„Leider, Frau Prinzessin, giebt es noch manche Krankheiten, bei denen wir im Dunklen tappen und uns öfters irren; auch die Wissenschaft ist nicht unfehlbar; andere Krankheiten giebt es dagegen wieder, deren Verlauf bekannt, so zu sagen, im Voraus regulirt ist. Die der Frau Prinzessin gehört zu dieser Kategorie. Eben so wie ich Ihnen, als Sie mich fragten, auf Ihr ausdrückliches Verlangen eröffnete, daß sie unheilbar sei, oder die Wissenschaft bis jetzt wenigstens noch kein Heilmittel dafür entdeckt habe, eben so bestimmt sage ich Ihnen heute, daß sie noch langwierig sein wird, und daß Sie sich im letzten Stadium derselben sogar frei von Leiden fühlen werden. Ich muß noch hinzufügen, daß ich keine Frau kenne, gegen welche ich es wagen dürfte, mich so offen auszusprechen, ja daß ich so-

gar wenig Männer kenne, die so viel Muth und einen so erhabenen Geist besitzen, um das, was ich Ihnen so eben in Folge Ihres eigenen Befehls mitgetheilt, mit so viel kaltem Blute und solcher Fassung zu vernehmen."

„Es ist wahr," sprach der Marschall, „meine Tochter ist eine ächte Heldin!"

„Nun denn, Herr Marschall," fuhr ich zu ihm gewendet lächelnd fort, „jetzt können Sie der Frau von Montespan, dem Könige und Allen, die es wissen wollen, wiederholen, was Sie so eben gehört haben; Sie können sie in Betreff meines Seelenheils beruhigen und ihnen sagen, daß ich als Christin zu sterben wissen werde, wenn es Zeit sein wird. Ihr Gewissen als Hofmann und als Vater kann nunmehr Beruhigung fassen."

„Sie scherzen hoffentlich nur, Madame."

„Keinesweges, mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß ich im vollkommenen Ernste spreche. Sie werden nunmehr abreisen, nicht wahr? — Ihr Gouvernement antreten? Nehmen wir also jetzt gleich Abschied von einander, damit nicht ferner die Rede davon sei, und Alles auf einmal abgemacht werde. Ich wünsche Ihnen aufrichtig mehr Glück, als mir auf dieser Welt zu Theil geworden ist. Während der Zeit, die Sie noch zu leben haben werden, wünsche ich, daß Ihre Philosophie und Ihre gute Laune Ihnen treu bleiben möge. Endlich wünsche ich Ihnen Alles, was Sie sich nur selbst wünschen können, und vor allen Dingen eine so ruhige und sanfte Sterbestunde, als sie mir Ihr heutiger Besuch verschafft hat."

Als Fagon mich von Abschiednehmen sprechen hörte,

hatte er sich stillschweigend entfernt, und Blondeau desgleichen, so daß wir ganz allein waren.

„Sie werden ein beneidenswerthes Ende haben, meine Tochter," sprach er, „und zumal ein dem Anfange würdiges; Sie haben sich niemals etwas Großes versagt, Sie haben gut gelebt, Sie haben einen glänzenden Hausstand gehabt, Vergnügungen, Liebhaber, Verehrer und Genüsse aller Art. Das Leben ist also erfüllt für Sie, es hat Ihnen weiter Nichts zu bieten, als das Alter, was ein höchst langweiliger und trauriger Gesellschafter ist; diese Versicherung kann ich Ihnen geben. Bei Ihnen kann man in Wahrheit sagen: Laßt den Vorhang fallen, die Posse ist gespielt."

So ist mein Herr Vater; selbst an meinem Sterbebette muß er noch scherzen, und sein letzter Abschied ist noch ein beißender Spott.

Als er von mir ging, wollte er mich noch umarmen; ich wehrte ihn ab.

„O nein, mein Herr, ersparen Sie sich diese Selbstüberwindung; man küßt nicht ein solches Gesicht, wie das meine. Wir scheiden deßhalb nicht weniger als gute Freunde."

Er eilte aus meinem Zimmer, das Schnupftuch vor den Augen, um besser zu verbergen, daß er nicht weinte.

Es ist geschehen, ich werde ihn nicht wiedersehen!

Und dennoch — es ist ja doch mein Vater!

Zwanzigstes Kapitel.

Ich glaube nun wohl noch diese Blätter beendigen zu können, wenigstens insoweit, als ich mir vorgenommen habe sie niederzuschreiben, Alles zu erzählen werde ich wohl schwerlich mehr die Zeit haben; dann werde ich Pater Bourdaloue zu mir rufen lassen, und damit wird meine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen sein. Ich werde es versuchen, mich Gott ganz hinzugeben. Ich bereue, dies nicht schon früher gethan zu haben, denn es widerstrebt mir in dem Zustande, in welchem ich mich jetzt befinde, zu ihm zurückzukehren. Es ist ein trauriges Geschenk, welches ich ihm darbringe. Er ist allgütig, das weiß ich sehr wohl, aber es heißt doch die Ehrfurcht gegen ihn verletzen, ihm solche elende Trümmer, solch einen Auswurf der Kreaturen, und die Ueberbleibsel der Leidenschaften anzubieten. Doch, wie gesagt, er ist ja die Güte und die Barmherzigkeit!

Ich besitze einen Muth, der mich selbst in Erstaunen setzen würde, wenn mein Stolz mir nicht so bekannt wäre.

Der Stolz allein erhält mich und leitet mich, der Stolz verleiht mir die Kraft, die menschliche Schwäche mir rauben könnte. Wenn ich schlecht gelebt habe, so hoffe ich doch gut zu sterben; ich werde meine Rolle als starke Frau sicher und consequent bis zu Ende spielen; ich will nicht, daß irgend eine Andere sie besser spielen könne, wenn ich nicht mehr sein werde.

Ich nehme nun die Erzählungen meiner Erlebnisse da wieder auf, wo ich sie unterbrochen habe, nämlich bei dem Zeitpunkt, wo Madame de Châtillon anfing, sich ein wenig in die Angelegenheiten von Madame zu mischen; dies währte jedoch nicht lange, denn Vardes fürchtete sie und schaffte sie daher mit guter Manier bei Seite. Die Montalais, auf Monsieurs Befehl im Kloster zu Fontrevault schmachtend, war in Verzweiflung und schrieb Malicorne, so wie ihrem Freunde Corbinelli herzbrechende Briefe; sie hatte Beiden den Inhalt ihrer berühmten Cassette anvertraut und sie beschlossen, zur Erlangung einiger Milderung ihres Schicksals davon Gebrauch zu machen. Da kamen denn nun alle dabei Betheiligten in Bewegung und es begann ein Handeln und Feilschen um diese Briefe. Selbst mein Vater mischte sich darein. Allein Malicorne wollte sie nicht anders als gegen sicheren Vorbehalt ausliefern, und Vardes, der intime Freund Corbinellis, bot alle denkbare Mühe und Geschicklichkeit zu ihrer Erlangung auf, um seinerseits wiederum den besten Vortheil daraus zu ziehen.

Er rechnete sich diese Bemühungen, Madame gegenüber, zum besonderen Verdienste an und gebrauchte sie zu-

gleich als Vorwand, um sie zu einer geheimen Zusammenkunft zu bewegen.

Diese fand denn endlich auch in Chaillot statt, und zwar durch die Vermittelung der Mutter der Lafayette, der ehemaligen Geliebten König Ludwigs XIII., die Madame als Kind einige Zeit in ihrem Kloster gehabt hatte und sie sehr liebte.

Madame sah Vardes ganz allein, und nicht blos in Chaillot, sondern auch bei der Châtillon, späteren Frau von Meckelburg, und ich hege die feste Ueberzeugung, daß sie ihm gewährte, was mein Bruder niemals von ihr erlangt hatte. Sie selbst hat es mir kurze Zeit vor ihrem Tode noch erzählt, daß sie Vardes mit wahrer Leidenschaft geliebt und ihm nichts verweigert habe.

Nichts destoweniger verrieth sie der Schändliche zur selben Zeit von allen Seiten und an alle Welt. Er hatte sich bis zu solchem Grade in ihr Vertrauen eingeschmeichelt, daß sie ihm sogar die Briefe ihres Bruders, des Königs von England zeigte, und er sich das Ansehen gab, die Prinzessin gegen unseren allergnädigsten Herrn und Sire zu unterstützen, dem er jedoch dieselben Briefe mittheilte und auch alle Geheimnisse für hohen Preis verkaufte.

An Guiche schrieb er sodann, daß Madame ihn um Marcillacs willen hintergehe, der kurze Zeit wieder vom König zu Gnaden aufgenommen worden war; zugleich wußte er aber diesen so geschickt bei Sr. Majestät und Monsieur anzuschwärzen, daß Marcillac bald darauf zum zweiten Male fortgeschickt ward. Auch die Gräfin von Soissons, die er theils aus Furcht, theils aus Gewohnheit

nebenher noch beibehielt, wußte er geschickt in seine Intriguen gegen meinen Bruder zu ziehen, so daß diese Madame überredete, Guiche sei von ihrer Liebe für Marcillac überzeugt, und wolle gar Nichts mehr von ihr sehen und hören.

Mittlerweile ging der König selbst zur Armee nach Lothringen ab; er empfing meinen Bruder mit ungewohnter Huld und zog ihn zu allen seinen vertrauten Zirkeln; so daß er seinen ganzen Handel mit Madame aus ihm herauslockte und ihn schwören ließ, daß er sie niemals wiedersehen wolle. Als Beweis, wie ernst es ihm mit diesem Versprechen sei, fing mein Bruder an, Madame de Grancey die Cour zu machen, dieselbe, welche heutigen Tages noch Monsieurs Maitresse ist, und die damals in ihrem Kapitel in Lothringen residirte. Madame erfuhr es; angehetzt von Vardes schrieb sie ihm einen zornentbrannten Brief, worin sie ihm verbot, jemals wieder ihren Namen zu nennen. Guiche spielte darüber den Verzweiflungsvollen, und nach der Einnahme von Marsat ging er in den Krieg nach Polen, wo er sich außerordentlich tapfer bewies. Er wäre in einem Gefecht unfehlbar getödtet worden, wenn nicht ein goldenes Medaillon mit dem Portrait Madames, das er stets auf seiner Brust zu tragen pflegte, die Kugel aufgehalten hätte. Man hatte aus diesem Portrait einen ganzen geheimnißvollen Roman zusammengeschmiedet; um aber bei der Wahrheit zu bleiben muß ich sagen, daß mein Herr Bruder nichts weniger als geheimnißvoll mit ihm that und es aller Welt zeigte, die es sehen wollte, so daß Polen, Ungarn und Türken ihn für den

begünstigten Liebhaber von Madame Henriette hielten, was er doch keineswegs war, zumal zu der Zeit. Ob später noch, weiß ich nicht; möglich ist es indeß.

Vardes hatte also Guiche und Marcillac glücklich aus dem Felde geschlagen; jetzt wollte er auch die Favoritinnen von Madame entfernen und die eine mit Hülfe der anderen vernichten. Madame de Meckelburg leistete noch am längsten Widerstand; die d'Armagnac und die Montespan erlagen jedoch bald seinen Cabalen. Der Schlaue ließ Monsieur für sich handeln, den er am Lenkseile hatte; man erlangte vom Könige, daß er sich nicht darein mischen wolle, und so stand denn die Prinzessin bald ganz isolirt.

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich alle die Intriguen hier wiedererzählen, die sich damals kreuzten; es war ein förmliches Netz, in welchem Madame gefangen war, und dessen Enden Vardes in seiner Hand hielt. Sie sahen sich täglich im Geheimen. Madame de Meckelburg war es, die nach wie vor fortfuhr, ihnen treulich zu dienen, trotzdem Madame ihr nicht mehr die frühere Freundschaft bezeugte, und sie nicht mehr wie vorher bei sich empfing. Madame war vor Liebe rein toll.

Was ging nur in dem Geiste dieses Mannes vor? Ich habe es niemals ergründen können; so viel nur ist gewiß, daß ihm trotz der Intriguen, in die er sich von allen Seiten eingesponnen hatte, trotz der Liebe der reizendsten Prinzessin von der Welt, und auf die Gefahr hin, sich selbst zu verderben, plötzlich die Laune anwandelte, wieder zur Gräfin von Soissons zurückzukehren, der er sich denn

auch so unvorsichtig hingab, daß Madame es endlich merken mußte.

Er vernachlässigte die Rendezvous mit ihr, er zog sich nach und nach zurück, wenn auch nicht von den Intriguen, denn er wollte Alles wissen, Alles lenken, aber doch von dem Privatliebeshandel; er ließ ihn nur eben so weit fortbestehen, als nöthig war, um nicht einen offenen Bruch herbeizuführen. Aber bei allem zeigte er eine solche Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit, daß seine geheimen Fäden zum Vorschein kamen, daß Jedermann seine Schelmereien zu bemerken begann und ihm mißtraute.

Madame hatte den Fehler, zu viel und zu Vieles zu schreiben; ihre Briefe waren dutzendweise vorhanden und sie sagte Alles darin. Vardes zeigte Diejenigen, in denen nur von Vertraulichkeiten die Rede war, die ihm nicht gerade persönlich schaden konnten, dem Könige, wodurch dieser die Geheimnisse aller Welt erfuhr und große Unannehmlichkeiten entstanden.

Eines Abends war Madame zu einem Ceremoniendiner bei der Königin-Mutter eingeladen, mit der sie nur noch bei solchen Gelegenheiten zusammenkam. Bevor sie sich zu ihr verfügte — es war in Fontainebleau — ging sie erst in das Appartement der Meckelburg, wo Vardes sie erwarten sollte. Sie hatte diesen Tag eine reizende Toilette angelegt, besonders einen schwarzen Gagathschmuck, der ihr zu ihrem wundervollem Haar und ihrem zarten Teint zum Entzücken stand. Sie war ungemein heiter und verließ ihre Zimmer lachend und singend.

Vardes erwartete sie in der That schon, aber ganz

im Gegensatze zu ihr finster und traurig. Sie frug ihn, was ihm fehle.

„Nicht sehr viel, Madame; ich weiß nur, daß Sie mich nicht lieben und daß wir nicht länger auf dem jetzigen Fuß miteinander bleiben können.“

„Ich liebe Sie nicht? — Was kann Sie nur auf diesen merkwürdigen Einfall bringen, und was hätte ich denn hier zu suchen, wenn nicht eben Sie?“

Er aber war entschlossen Händel zu suchen, und sprach bitter:

„Weiß ich denn etwa nicht, wie Sie jetzt mit dem Könige stehen?“

„Ich!?“

„Ja, ja, Sie, Madame! Sie haben es mit Ihrer Hinterlist und Ihren Betrügereien dahin gebracht, daß ein ehrlicher Mann Ihren Worten keinen Glauben mehr beimessen kann.“

Niemand war so unverschämt wie Vardes — ausgenommen Lauzun.

Madame erhob sich entrüstet.

„Ich räume Ihnen das Feld, mein Herr, denn ich merke, daß Sie es darauf abgesehen haben, mich zu beschimpfen, was ich auch thun möge, und Sie sind es im Gegentheile, der mich nicht mehr liebt.“

„Habe ich Sie denn nur geliebt?“

„Ich glaube allerdings — nein!“

„Bin ich etwa der Mann dazu, mich aller Welt an den Hals zu werfen? — Und soll ich meine Geliebte mit

den Erinnerungen eines Guiche und den Vertraulichkeiten des Königs theilen?"

„Das ist zu viel, mein Herr!" erwiderte die Prinzessin, auf das Aeußerste empört über solchen impertinenten Hochmuth; „ich breche für alle Zeit mit Ihnen. Was den König betrifft, so verspreche ich Ihnen, daß Sie die Rolle Chabaniers spielen sollen, und der Graf von Guiche soll die Freundschaftsdienste erfahren, die Sie ihm geleistet haben."

„Wird er sie alle erfahren, Madame?"

„Er wird erfahren, was Sie werth sind, wie ich es jetzt weiß."

Sie verließ das Zimmer im höchsten Zorne.

Während des Diners bei der Königin-Mutter, die schon fast gar Nichts mehr essen konnte und statt dessen die Anderen desto eifriger mit üblen Nachreden beköstigte, kam Jemand auf unsere Armee in Polen zu sprechen, auf die Leiden, die sie dort auszustehen habe und den furchtbaren Zustand, in den sie versetzt sei.

„Nichts ist gewisser," sagte der Graf Duplessis, „denn ich habe ganz kürzlich erst die Marschallin von Gramont gesprochen, die aufgelöst war in Thränen, wegen des Grafen von Guiche, der zuverlässig nicht mehr wiederkehren wird."

Madame, welche der Zorn gegen Vardes nur um so günstiger gegen dessen Nebenbuhler stimmte, ward auf das Lebhafteste von diesen Worten ergriffen. Sie antwortete Nichts, als sie aber nach aufgehobenem Diner an ihrem

Ungetreuen vorbeiging, der, wie Alle an der Tafel, diese Nachrichten gehört hatte, rief sie ihm leise zu:

„Ich sehe jetzt, daß Sie Recht hatten und daß ich den armen Grafen von Guiche mehr liebe, als ich bis jetzt selbst dachte.“

„Das wußte ich ja, und da dem so ist, haben Sie mir auch Nichts mehr vorzuwerfen.“

Von diesem Tage an war Alles zwischen ihnen zu Ende, aber nur, weil Vardes nicht mehr Lust hatte wieder anzuknüpfen, denn was Madame betrifft, so hätte sie sich gern wieder fangen lassen, so groß war ihre Schwäche für diesen Mann. Sie liebte ihn, sich selbst zum Trotz, von Herzen, während Guiche nur ihren Kopf und ihre romanhaften Launen anregte; sie hat es mir späterhin wohl hundert Mal selbst gestanden.

„Eine wahrhafte Inclination habe ich nur gegen den Schelm, den Vardes, gehegt,“ sagte sie oft; „den Uebrigen, das heißt dem König und Guiche, habe ich mich nur wie einer eitlen, ehrgeizigen Tändelei hingegeben.“

Vardes war ihr Lauzun! In der That waren sie sich auch in mehr als einer Beziehung ähnlich.

Ende des vierten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

Ungetreuen vorbeiging, der, wie Alle an der Tafel, diese Nachrichten gehört hatte, rief sie ihm leise zu:

„Ich sehe jetzt, daß Sie Recht hatten und daß ich den armen Grafen von Guiche mehr liebe, als ich bis jetzt selbst dachte."

„Das wußte ich ja, und da dem so ist, haben Sie mir auch Nichts mehr vorzuwerfen."

Von diesem Tage an war Alles zwischen ihnen zu Ende, aber nur, weil Vardes nicht mehr Lust hatte wieder anzuknüpfen, denn was Madame betrifft, so hätte sie sich gern wieder fangen lassen, so groß war ihre Schwäche für diesen Mann. Sie liebte ihn, sich selbst zum Trotz, von Herzen, während Guiche nur ihren Kopf und ihre romantische [illegible] den Mai selbst gefunden.

„Eine wahrhafte Inclination habe ich nur gegen den Schelm, den Vardes, gehegt," sagte sie oft; „den Uebrigen, das heißt dem König und Guiche, habe ich mich nur wie einer eitlen, ehrgeizigen Tändelei hingegeben."

Vardes war ihr Lauzun! In der That waren sie sich auch in mehr als einer Beziehung ähnlich.

Ende des vierten Bandes.

Dumas, Alexandre,

Leben und Abenteuer der Fürstin Katharina Charlotte von Monaco, Herzogin von Valentinois von Alexander Dumas

Bd.: 4

Leipzig (1854)